



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

II

65

.m751

v.4

Monographien zur **22**
deutschen Kulturgeschichte
IV. Band: Der Richter

11
65
.m751
v.4

Monographien zur **22**
deutschen Kulturgeschichte
IV. Band: Der Richter

Von diesem Buch
wurde eine numme-
rierte Liebhaberaus-
gabe auf Büttenpapier
in 100 Exemplaren zum
Preis von 8 Mark her-
gestellt. Die Samm-
lung, Anordnung sowie
Bestimmung der Bil-
der geschah durch die
Verlagsbuchhandlung.
Die Titelzeichnung ist
von J. B. Eissarz.

Abb. 1. Gerichtssitzung im 16. Jahrhundert. Holzschnitt eines unbekannten Meisters.

uns der Richter
eits als die Ver-
ang des Rechts-
und der Gerech-
idee, so hat sich
rseits das ge-
iche Werden und
eln der Rechts-

formen mit deutlichem Stifte in das konkretere Bild des Richters und seines Standes eingezeichnet. Es gilt daher, den Entwicklungsprozeß des Rechtes — von den archaischen Formen und einfachsten Linien der deutschen Urzeit weg, über das Gewirr der letzten Jahrhunderte und hin bis zum Streben nach einheitlicher Abrundung und Ausbildung in der Gegenwart — geistig zu durchlaufen, soll es gelingen, im Spiegel der genannten Wechselbeziehung die Erscheinung des Richters in der deutschen Vergangenheit zu fassen, an der Hand der richterlichen Weisungen und Amtsverrichtungen sein Wesen zu beleuchten. In dem Maße, als unsere Begriffe von Richter und Recht verschlungen sind, muß auch jede Behandlung dieses Themas sich von der Geschichte des Rechtes und der Kultur für Wissen und Darstellen die Bahn weisen lassen.

Der für Germanien siegreich auslaufende Zusammenstoß mit den Römern in der Varusschlacht (9 n. Chr.) und zum teil auch in den

folgenden Feldzügen bedeutete für die urdeutsche Kulturentwicklung den Anfangspunkt einer Periode des Ausbaues und der inneren Festigung. Als die stolze Stirn des römischen Kriegers im Ansturm gegen die Mauer germanischer Urkraft wiederholt blutig abprallte, ließ Rom es geschehen, daß die natürlichen Wasserscheiden des Rheins und der Donau nun auch zwischen ihm und dem unbeugsamen Volke als Landesgrenzen flossen. So kam der Zug nach dem Süden vorläufig etwas zur Ruhe; die gepeitschten Fluten des Nomadenstromes stauten sich an dem Grenzwall und ließen Ansätze zur Sesshaftigkeit als kulturbefruchtenden Niederschlag zurück.

Im Schlemmsande dieses Kulturanlaufes muß der Rechts- und Kulturhistoriker nach den Diamanten altgermanischer Rechtsgebräuche suchen, wie sie sich aus den ersten Anfängen der allgemeinen Rechtsüberzeugung herauskristallisiert haben. Noch umschlang kein gemeinsamer Name das junge Deutschland; kein staatsrechtliches, ja selbst nicht einmal ein völkerrechtliches Band knüpfte die Zahl der selbständig nebeneinander gelagerten Völkerschaften fester. Und doch schwebte ob dieser politischen Zerrissenheit der germanischen Völkersfamilie ein gemeinsamer Geist: der Götterglaube. Aus ihm ist unbewußt der Begriff „Recht“ als ewige Ordnung des Friedens in den Gesamtwillen des germanischen Volkes geflossen.

In charakteristischer Weise ging bei den Friesen die Sage, ein Gott habe den Rechtsprechern ihres Stammes das Gesetzbuch vom Himmel gebracht. Wie das israelitische Volk die Überzeugung hatte, aus Jehovas Hand die mosaïschen Gesetzentafeln erhalten zu haben, und dabei Donner und Bliz als die Sprache des obersten Richters sich deutete; wie die antike Welt das nichterkannte Element „Feuer“ als vom glühenden Sonnenball, vom Götterhimmel heruntergebracht ansah: so galt dem Germanen sein Recht als ein aus göttlichem Urquell geflossenes. Darum sehen wir die germanische Rechtsitte mit einem sakralen Charakter umwoben, der auch spät noch in den mittelalterlichen Gottesurteilen und selbst am heutigen Rechtsgang im Schwören noch durchschimmert. Der „Gesetzkoder“ des altdeutschen Richters war kein Buch mit sieben Siegeln; vor aller Augen lag es aufgeschlagen; soweit das deutsche Wort ertlang, ging auch seine Rede, und sie war nur Geist, nur Leben, ja das über den Stämmen schwebende Rechtsbewußtsein selbst. Eine schriftlose Überlieferung trug diesen Geistesinhalt den

folgenden Generationen zu. Aus diesem ursprünglichen, grundsätzlichen Kern sind bald neue Bildungen herausgewachsen — Gewohnheitsrechte —, die ihrerseits wieder, so hart und dauerhaft wie der Urkriftall selbst, zur Unterlage des sich entwickelnden Rechtsbewußtseins wurden. Bedürfnis und Volkswille haben diese neuen Ableitungen — Wahrsprüche oder Weistümer — geschaffen und so das ursprüngliche Rechtsidyll umkränzt und erweitert.

Die Rechtsprechung, welche diese Weistümer zeugte, war öffentlich: der freie Himmel, der über der Gerichts- oder Malfstatt sich wölbte, die Quellen und Bäche, die da rauschten, die Baumkronen, die den Urteilern Schatten liehen: sie und die ganze offene Natur waren Zuhörer und Zeugen dieser Beratung freier Männer. Da saßen die wetterharten Alten, die ihr Urteil aus langer, rechts- erfahrener Vergangenheit „herfürbrachten“ und die Findung ihrer grauen Köpfe wiederum der germanischen Jugend übermachten. Diese gemeindeältesten Urteilsfinder — *ëosagari* — genoßen eines hohen Ansehens und traten in

Abb. 3. Deutsche Landschaft. Holzschnitt von A. Hirschvogel. München, Kupferstichkabinett. B. 54.

schwierigen Fällen als Sachverständige vor Gericht auf, darin mit gewiegttem Urteil zumeist den Ausschlag gebend. So ist die große reiche Zahl der „Weistümer“ entstanden, mit denen Altmeister Grimm Bände füllen konnte: alles Geisteskind jener arbeitenden, vergleichenden, abstreifenden und zum Urteil verbindenden Rechtsthätigkeit eines naturfrischen Volkes in solchen Fällen, die nicht schlangtrocken auf Grund des schon bestehenden ursprünglichen oder abgeleiteten Rechtsfages lösbar waren. Was Jahrhunderte später die Meistersänger im Reiche der Lüne und der Poesie geworden, das waren die germanischen Urteilfinder auf dem Gebiete altdeutscher Rechtspflege: hier wie dort überboten sich die Geister in Auffindung neuer Formen und Pfade; die nachfolgende allgemeine Übung hat dann rasch das frischgegrabene Flussbett gefüllt und ausgeweitet.

Zu solchem Vergleiche reizt auch die Sprache, in welche die altdeutschen Urteilfinder ihre richterlichen „Lüne“ kleideten. Dieser melodische Rhythmus der Stabreime, die allitterierende Poesie der Sprüche und Rechtsformeln gemahnt an jenes Plätschern und Riefeln der Quellen in den geheiligten Hainen, in denen jene entstanden.

Im Verlaufe des Mittelalters ist zu diesem lauteren Golde der Rechtssprache viel symbolisches Rankenwerk hinzugekommen. Im Gegensatz zu dieser Bildersprache hat sich der Norden auch in späterer Zeit noch mit der durchsichtig knappen Klarheit des deutschen Altertums begnügt. Für uns glücklich Fernabstehende mag die Rechtspoesie der alten Zeit wie ihre ganze Anlage der Urteilsprechung etwas bestrickendes in sich tragen, hinter dem poetischen Flor liegt aber eine erschreckend nüchterne Prosa. Unerbittliche Strenge und unbeugsame Deutung sind die Charakterzüge des alten Gerichtsganges. Die Gesetze beherrschen

den Richter. Das „Schuldig“ wurde gesprochen, ohne die Individualität als Fürsprecher oder mildernden Vermittler zum Worte kommen zu lassen. Nach dem Überzeugen der Allgemeinheit, nicht nach der zu Grunde liegenden Absicht, Gesinnung oder Charakterverfassung des Angeklagten wurde der einzelne Fall abgeurteilt. Die nackte äußere That war der alleinige Beweis für die Straffälligkeit. Es vermochte der altdeutsche „Richter“ also noch nicht, von einer gewissen, von außen, von der Gesamtheit diktierten Voreingenommenheit herunterzustiegen zur ruhigen individuellen Prüfung der Beweise und des Thatbestandes. Weder ein Geständnis noch ein Versichern der Unschuld mochten da entscheidend und gewichtig in die Waagschale fallen, wo die Auffassung der Gesamtheit, das Übereinkommen der Parteigänger und Sippen in Beurteilung formaler Beweismittel überwogen.

Mit der bereits angedeuteten Scheidung der altdeutschen Gerichtspersonen in „Richter“ oder „princeps“ und Urteilfinder „comites“ ist ein wichtiges Merkmal der alten Rechtsverfassung bloßgelegt. Zwei Organe: das urteilende und das richtend-vollziehende bilden in ihrem Engschluß die früheste Gerichtsverwaltung, bei der eine demokratische Richtung in den Volks- und Laienrichtern und eine aristokratische Neigung in dem priesterlichen, fürstlichen Obmann oder „Richter“ sich zu harmonischem Ausgleich vereinen.

Dieser „Richter“ wird von den Freien des Stammes entweder erwählt, wiedergewählt, oder es ist seine Amtsgewalt bereits als Ausfluß der Fürstengewalt — mit andern Worten durch Gewohnheitsrecht — erblich ihm zugefallen. Beim theokratischen Charakter der germanischen Staatsverfassung war eine Mischung der priesterlichen, fürstlichen Gewalten unausbleiblich. Bei Annahme

eines sakralen Charakters des germanischen Richteramtes — den Schroeder in seiner „Rechtsgeschichte“ nicht mehr anerkennt, während andere, so auch Brunner, denselben beibehalten — ist der heidnische Dpferpriester der älteste und berufenste Hüter des Rechtes, ein Vermittler zwischen der göttlichen Rechtsquelle und dem ordnungs- und friedensbedürftigen Menschen. Darum spricht Tacitus dem Priester so gut wie dem Heerführer Straß- und Richter Gewalt zu. Der heidnische Dpferpriester Godi stand zugleich dem Gerichte, dem Tempel und Götterhaine vor. „Er heiligte, schätzte und verkündigte die Gerichte, ernannte die Urteiler, in Ober- und Untergericht, verrichtete alle feierlichen Handlungen (z. B. bei Freilassungen), besprach öffentliche Sachen, denen ein eigentlicher Kläger fehlte, wachte über Fremde, schätzte ihre eingebrachte Ware und erhielt die Ruhe und Ordnung seines ganzen Bezirks“ (Grimm, Rechtsaltertümer II, 752). Der Priester ist Rechtssprecher und Rechtsvollzieher. Sein Rechtsspruch als Geistesfunke der göttlichen Wahrheit ist unwiderruflich und unabänderlich. Die Vollziehung des Urteils ist ihm, dem Rächer der gestörten Ordnung, Götterdienst. Der geweihte Hain wird zur Ding- und Richtstätte, die geheiligten Eichen sind Galgen, an denen geweihte heilige Priesterhände ihre Dpfer aufknüpfen. Tacitus berichtet in seiner „Germania“ von altdeutschen Menschen: opfern, die zur Ausöhnung der Götter und zur Bestrafung sündhafter Thaten dargebracht worden. Ertränken und Verbrennen waren Strafen für Zauberei und Verletzung von Heiligtümern; Überläufer und Verräter wurden aufgeknüpft; Feiglinge lebendig begraben, indem man sie ins Moorland, auf Sumpfboden zum Einsinken trieb. Mörder mußte der Priester am steinernen Dpferstisch das Rückgrat brechen. Rückfällige Diebe verfielen dem Strange. Ein Götterurteil mußte auskundschaften, ob das Dpfer, der Gedächte, den Göttern wohlgefällig sei; fiel das Ordal verneinend, — also zu gunsten des Friedlosen — aus, so wurde er am Leben gelassen. Als Vorläufer des mittelalterlichen Profosen vollzieht der Priester auf den Feldzügen die Strafjustiz im Heere. Ding und Dingstätte sind den Göttern durch ein eigenes Zeremoniell geweiht; die Gottheiten werden vom

Kläger zum Beistande angerufen. Für die Gerichtspersonen und ihre Tagung verkündet der Priester den heiligen Dingfrieden und fordert im Namen der Götter auf der Halsstatt, in der Landsgemeinde, Stillschweigen. Die Gottheit Ziu, mit dem Beinamen Thing, wird von der neueren Forschung als Beschützer der Halsstatt angeführt und mit ihm der niederländische Name „Dingstag“ (Tag des Dings) für unseren unverstandenen Dienstag (Tag des Thius) in Verbindung gebracht. Wie der geistliche Hüter der Weltordnung, so hat auch der weltliche, der Fürst und der König, nach altgermanischem Glauben seine Macht, seine Gewalt aus den Händen der Götter empfangen, es haben daher stets deren Inhaber als oberste Herren und Richter „von Gottesgnaden“ gegolten. Diese Auffassung spiegelt sich u. a. im altslavischen und litauischen Sprachschage wieder, wo Priester

Abb. 4. Schwören vor dem Priester. Holzschnitt aus: Der Seele Trost. Augsburg, N. Gorg, 1478.

Abb. 5. Allegorie der Gerechtigkeit als Weib mit Schwert und Wage.
Holzschnitt von H. Burgkmair (1473—1531). Berlin, Kupferstichkabinet. B. 53, II.

den Richter. Dem Schultheiß ist der Richter öffentliche Verantwortung übertragung schuldig und wird von jenem, ob er auf Verlangen der Klagepartei mit „ordelen“ richte, von den Schöffen erfrage, den Gang der Gottesurteile das Rechtsurteil vollstrecke. Wegen Verweigerung darf die Partei einen sänder ungerechten Richter beim höhern und hinauf bis zum Könige verklagen. den Pflichtvergeßenen harret dann Ent-

Abb. 6. Das Schwören der Könige. Holzschnitt aus: Buch von der Zerstörung Trojas. Augsburg, A. Sorg, 1479.

und König mit dem gleichen Worte bezeichnet werden. In der That waren auch Königtum und Priesteramt hier und dort bei germanischen Stämmen ungespalten vereinigt: der König war zugleich oberster Priester seines Volkes und übte sakrale Gewalten aus. Geschworen es ja die deutschen Könige im Ceremoniell der Thronbesteigung, nach Recht und Gerechtigkeit ihre richterliche Gewalt auszuüben. Das Richteramt, das der König empfangen, kann er an Würdige und Unwürdige weiterverleihen (Lebensrecht), und der so belehnte Richter kann desgleichen thun. So hat in der Abfolge der Jahrhunderte eine richterliche Hierarchie mit vielmaschigem Netz das deutsche Volk umspannt, die uns in ihren Hauptstämmen und ihren Verästelungen beschäftigen wird: vom Königsgericht herab bis zum Hof- und Dorfding, vom obersten Richter bis zum niedersten Strafvollzieher, dem Henkersknecht und Gerichtsbüttel. —

In dieser Richterhierarchie finden wir im fränkischen Reiche als vom König ernannte oder belehnte Rechtsvorsteher: den Grafen oder Comes und dessen Spielarten, als: Land-, Mark-, Gau-, Pfalz-, Cent- und Dinggraf. Eine wichtige Rolle spielt der Name Schultheiß in der Zeit des Mittelalters, wo derselbe beim Dorfgericht in Verbindung mit dem Gerichtsgrafen einen diesem gleichkommenden Grad bekleidet. Er steht an der Spitze der Urteilsfinder, sucht im Vereine mit ihnen das Urteil, das dann vom Richter verkündet wird. So oft jemand über den Richter oder über dessen Geschäftsführung in einer Klage vorstellig wird, übernimmt der Schultheiß den Vorfall und wird so zum Rich-

terung vom richterlichen Ehrenamte, Verurteilung zur „Wette“, oder zu einer Entschädigungssumme gegenüber dem Klagesteller; in peinlichen Strafsfällen läuft er sogar Gefahr, zu eben der Leibesstrafe verurteilt zu werden, die er ungerechterweise dem Andern hat zuteilen wollen. Der Richter muß also in allem dem Amte Ehre machen, durch seine persönlichen, moralischen und leiblichen Vorzüge imponieren. Der Schwabenspiegel kennt eine lange Reihe von Eigenschaften, die dem Richter nicht eigen sein sollen: „Er sol nit mainaide sin, noch sol er in der acht nit sin, noch in dem banne; er sol auch nit ain Jude sin, noch ain lezer sin, noch ain haiden sin; er sol auch nit ain gebure sin; er sol auch nit lame sin an handen und an füßen; er sol auch nit blind sin; er sol auch nit ain stumme noch ain toere sin; er sol auch under ainz und zuuainzig jar nit sin an dem alter; er sol auch uber achtzig jar nit sin.“ —

Die Würde des richterlichen Amtes fand ihren Ausdruck in den Insignien des Stabes, des

Abb. 7. Der König befehlt das Aufhängen eines Gefangenen. Holzschnitt aus: Historie von Leupold und Wiltalm von Oestereich. Augsburg, A. Sorg, 1481.

Stuhles und des übergeworfenen Mantels. Sie wirkte auch darin äußerlich nach, daß mancherorts die Häuser der Richter gleich den Kirchen und Tempeln Freistätten, „Asyle“ waren. Die richterlichen Güter und Besitzungen waren frei von allen Abgaben. Zwar war die altdeutsche und mittelalterliche Rechtspflege grundsätzlich eine unentgeltliche; doch blieb der Richter keineswegs für die Mähewaltung unbelohnt. Schon früh sehen wir, daß sein Amt der Belehnung, Verpfändung und Verpachtung wertgehalten und als nutz- und fruchtbringend angestrebt wird. Zufolge seiner staatsrechtlichen Stellung als Vertreter des Königs und Inhaber des Lebensrechtes fallen dem Richter als Einkünfte zu: die erblos zurückgelassene Habe oder überhaupt herrenlos gewordenes Gut bis

zur Werthhöhe von 30 Hufen; so auch die Hinterlassenschaft der Selbstmörder, die innerhalb Tag und Jahr kein anderer ansprach; ebenso die Beute, die Dieben und Räubern abgenommen worden, wenn der rechtmäßige Besitzer binnen sechs Wochen sich nicht stellte. Dem Lehnrichter fallen die Sühn- und Wergelder zu, wenn der Kläger erbenlos stirbt; auch die gerichtlichen Ordnungsbußen („gewedde“), sowie die zur Umwandlung einer Blutsstrafe in eine Geldbuße vom Richter festgesetzte Loskaufsumme. Je nach dem Grade der Amtsgewalt und des Gerichtscharakters war die Höhe dieser Taxen und damit auch die Größe dieser Einkünfte der Richter verschieden. —

Mit der Person des Richters eng verknüpft ist die Erscheinung des Fronboten, des späteren

Gerechtweibel, bei den Gothen „sagja“, An-
sager, Ausrufer, im Mittelalter Bättel oder Ge-
richtsbote geheißen. Wie der Richter, erscheint
auch er mit Mantel und Stab, und ist wie jener
Beamter des Königs, Sendling der höhern Gewalt
und somit unverleglich. Er muß wenigstens eine
halbe Hufe zu eigen besitzen. Vom Richter unter
Beiziehung der Schöffen gewählt, schwört er im
Amtseid, dem Gerichte ein treuer Diener sein zu
wollen. Durch ihn werden die Ladungen zum
Gericht angesagt, die Pfändungen sowohl als die
Strafen an Leib, Leben und Freiheit vollzogen.
Vernachlässigung seines Amtes büßt der Fronbote
mit dem Verlust seiner Stellung oder mit Züchti-
gungen an Leib oder Gut. Auf der andern Seite
warten seiner eine Reihe von Vorrechten und
Auszeichnungen. Er darf jeden zehnten zum Tode
verurteilten Mann durch Loskauf freigeben, statt
ihn hinzurichten; aus jedem Dorfe darf er einem
Mann das Erscheinen vor dem Richter erlassen.
Im Gericht zählt sein Zeugnis doppelt, als das
zweier Zeugen. In Abwesenheit des Richters
bringt man die Klage über eine handfeste That
an den Fron, damit die Strassache nicht „über-
nünftig“ werde. Mit dem Richter hat der Fron-
bote Anspruch auf die herrenlose Hinterlassenschaft,
erhält hiervon das am Boden liegende Korn, die
Kleider Hingerichteter oder Geächteter. Trägter das
zu bei, zwischen Streitenden den Frieden zu erwir-
ken, muß ihm eine Gerichtssportel entrichtet werden.

Abb. 9. Der Richter, umgeben von Beisitzern, und der Angeklagte. Rechts Abführung ins Gefängnis.
Holzschnitt aus: Bambergische Halsgerichtsordnung. Mainz 1502.

Schöffengerichten zur Seite, damit eine neue Epoche des altgermanischen Rechtslebens einleitend. Wie sich das Schöffengericht als „gebotenes“ Ding zufolge seines amtlichen Charakters in einen teilweisen Gegensatz zu den ungebotenen Volksgerichten der Gemeinde stellt, so hat — zumal in den Kapitularen der Karolinger — das „Königsrecht“ auch dem Volksrecht sich entgegengesetzt.

Zur Zeit Karls des Großen beginnt gleichfalls schon das Abbröckeln der reinen Volkswahl bei Bestellung des Kollegiums der Urteiler; sie werden allmählich ständige Beamte des königlichen Richters, verlieren damit die engste Fühlung mit dem Volke. Obwohl sie von dem mit Königsbann belehnten Richter aus dem Volke und mit Zuziehung desselben gewählt wurden, ist doch diese altrichterliche Volksvertretung im Laufe der Zeit zu einem amtlichen Werkzeuge der Gerichtsverwaltung abgeschwächt worden. — Beisitzender der Gerichte konnte jeder schilddürftige, in Recht und Ehren befindliche Freie werden. Schöffenbar: freie oder Inhaber einer unumschränkten Rechtsfähigkeit wurden jedoch nur jene Zinsfreien, die einer Familie entstammten, welche wenigstens drei Hufen Besitztum hatte. Zum Ehrenamt eines richterlichen Urteilers gelangt der Freie entweder durch die Wahl der Gemeinde in der Hundertschaft oder durch Vererbung in der Familie. Die Würde hält der Urteiler auf Lebenszeit inne, es sei denn, daß er unter guter Begründung freiwillig vom Richteramte zurücktrete, oder daß ein gerichtlich erwiesenes Vergehen, frevelhafte Vernachlässigung der Amtspflichten, ihn von der Ehrenstelle entsetzen. Auch die Schöffen haben gleich den Obmännern im Laufe der Zeit Ansprüche auf eine immer bestimmter getroffene Entschädigung für die Urteilsfindung erhoben, woran auch der Name: „wisse“ oder „urtelpennig“ erinnert, der in späterer Zeit als Sportel für die Eintragung des Rechts Handels ins Schöffnenbuch erscheint. Durch den Fronboten werden jeweilen die Schöffen in benötigter Zahl im Auftrag des Richters zum Gerichtstage aufgeboten, wo sie als vollberechtigte Beisitzer dem Obmanne das Urteil finden, mit dem Reichtum ihrer Rechtskenntnisse den Streit oder Straffall abklären.

Abb. 10. Ein Richter im 15. Jahrhundert. Zur Rechten des Richters der Kläger, links der Angeklagte vom Büttel gehalten. Federzeichnung aus dem mittelalterlichen Hausbuch des Fürsten Waldburg-Wolfegg.

Das mehr volkstümliche Element war durch das Kollegium der Urteiler, der nachmaligen Schöffen vertreten. Ursprünglich war die ganze Genossenschaft oder Gemeinde „dingpflichtig“ teils für die ordentlich wiederkehrenden und auf bestimmte Zeiten festgesetzten Gerichte — „ungebotenes Ding“ — teils für die gelegentlichen, außerordentlichen — „gebotenen“ — Gerichte. Aus seiner Mitte wählte das Volk nach Art der heutigen Geschwornen-Auslosung seine Vertreter, „Nachinburgen“, „Widermänner“ oder kurzweg „Männer“ heißen, deren Aufgabe als Urteiler, Zeugen und Eideshelfer in ältester Zeit zusammenfiel. In altheidnischer Zeit waren selbst Frauen, deren Geschlecht sonst vom Gerichte ausgeschlossen blieb, von gewissem Einfluß auf die Entscheidungen der Urteilsprecher oder „Weiser“, indem die Urteile und Dratelsprüche der Seherinnen hoch in Ansehen standen.

Diesem ältesten „Vollgericht“ der Völkerschaftsversammlung, Landgemeinde oder Hundertschaft setzte Karl der Große die Einrichtung von

So sehen wir denn im Geiste die germanischen Männer versammelt auf der altdeutschen Ding- oder Markstatt unter freiem Himmel: in der frühgermanischen Zeit — nach dem Berichte des Tacitus — am liebsten im Wald oder Götterhain („Holzgericht“) oder unter dem Schatten der Linde („Lindengericht“). Im Norden galt die Esche als heiliger Gerichtsbaum, unter dessen Zweigen nach heidnischem Volksglauben Gott Tor mit den urteilenden Nornen zu Gericht saß. Am häufigsten aber wurde unter Eichbaumgruppen Gericht gehalten; die Eichen waren zum Voraus den Göttern geweiht; durch diese Heiligkeit der Gerichtsstätte erhielten die Jahrhunderte lang immer fortbezogenen Dingstätten den Charakter und Namen „heiliger Orte“. Oft ist es nur ein Baum, der Schatten spendet; häufig wurde eine Gruppe von drei oder sieben Eichen auserkoren in Übereinstimmung mit der Normalzahl der Urteiler, deren wenigstens drei sein müssen, oft aber sieben und mehr sind. In den deutschen Ortsnamen Dreieich, Siebeneichen ist die ursprüngliche Bedeutung als Dingstatt noch ersichtlich. Auch Brücken, Quellen und Wasserscheiden waren beliebte Plätze; vor Stadthöfen, an der Reichsstraße, im Rücken großer Felsblöcke, bei Staffelseinen („Staffelgerichte“) wurde zu Gericht geseßen, wie auch auf den Friedhöfen vor den Kirchen als altüberkommenen Dingplätzen des heidnischen Haingerichts, da vielerorts aus den germanischen Hainen und Opferstätten Kirchen und Friedhöfe erwuchsen.

Es ist noch früh am Morgen, denn das Gericht soll beginnen nach Sonnenaufgang und dauern bis zur „Imbißzeit“, da selbst noch der Sachsenspiegel als uralte Rechtsregel betont, daß Verater oder Schöffen fastend und nüchtern das Urteil finden müssen. Auch der Richter erhielt in der ältesten Zeit seinen Imbiß erst nach vollendeter Tagung. Es drängte eben zur Eile und Beschleunigung der Verhandlung, da mit sinkender Sonne jeder gerichtliche Akt, die Ladung so gut

wie die Aburteilung, seine rechtsverbindliche Kraft verlor und erst mit aufgehender Sonne wieder erhielt.

Zu solcher Tagung, „tagadinc“, versammelten sich die Richter und Urteiler im „ungebotenen“, regelmäßig wiederkehrenden Gerichte des Jahres drei oder viermal: zum Herbstgericht im September oder Oktober; zum Wintergericht im Januar oder Februar; zum Sommergericht im Juni. Der beliebteste und ordentliche Gerichtstag war, wie gesagt, jeweilen der Dienstag.

Auf allen Wegen ist es nun lebendig geworden und strebt es dem Freistuhle zu, denn vor Stund und Tag hat der Verletzte oder Beleidigte dem Gegner durch die Ladung Zeit und Ort der Gerichtsverhandlung ansagen lassen und gleich seinem Gegner Freunde und Verwandte seinerseits zur Versammlung aufgeboten. Oder es hat der Richter auf Verlangen eines Klägers — aber auch nur dann — selbst das Gericht entboten; dies konnte auch so geschehen, daß er symbolische Zeichen aussandte in der Richtung, „in welcher die Sonne geht“. Ein solches Zeichen war ein von einem Nachbar zum andern herumgebotener Hammer, der, vom Richter ausgehend, von Hand zu Hand durch alle Feuerstätten die Runde machte und dann wieder zum Richter zurückkehrte, womit das Gericht für geboten galt. Schon früh im Mittelalter erklangen auch die „Baunglocken“, durch dreimaligen Schlag zum Gerichte wie zur Brandstätte aufbietend.



Abb. 11. Richter und Urteiler bei der Tagung. Sie deuten auf die Sonne zum Zeichen, daß sie bis zu deren Untergange warten müssen. Zeichnung aus dem Heidelberger Sachsenspiegel. Handschrift

13. Jahrhundert.

Abb. 12. Erscheinen des Klägers vor dem Richter, um den Gerichtstag festsetzen zu lassen.
Holzschnitt aus: Bambergische Halsgerichtsordnung. Mainz 1508.

Dieser „Beläutung“ des „Dings“ pflegte die „Besprechung“ desselben durch den Gerichtsboten vorzugehen. So ziehen Freund und Feind der von weitem sichtbaren Halskette zu, die durch die eigentümliche Silhouette der Baumgruppe auf freier Höhe sich vom ebenen Felde abhebt, wenn es nicht gerade, wie in den ältesten germanischen Zeiten, der Götterhain selbst ist, der mit geheiligter Stille und Weihe zu diesem seltsamen Götterdienste einladet, bei dem der Priester den Vorsitz führt, inmitten einer Schar freier Männer, der richterlichen Berater und Urteiler. Diese Weihe und friedliche Heiligkeit ist den Gerichtsversammlungen nachgezogen, als diese bei der Christianisierung aus den heiligen Wäldern weichen mußten, als die alten Opferstätten verwüstet, die Heidenpriester wie auch ihr Glaube verschmachtet wurden.

Oder es übertrug sich die alte Heiligkeit auf die christlichen Kirchentempel und der Friede der Gerichtsstätte auf das Umland der Kirchen, wie der Name der „Friedhöfe“ es selbst besagt. Auch auf die Richter und Rechtsboten des weltlichen Gerichtes ging die unantastbare Verehrung und der sakrale Charakter der Opferstätten und der priesterlich-richterlichen Opferhandlungen der Urzeit über, was schon im richterlichen Beiwort „frono“ wiederklingt.

Auf der Dingstätte ist schon vor Eintreffen der Parteien der vorstehende „Richter“: heiße er nun je nach dem Charakter des Gerichtes König, Priester, Fürst, Gau- oder Centgraf, Vogt oder Schultheiß, mit einer Elite von Urteilsprechern oder Schöffen zur Eröffnung des Gerichtes versammelt.

Beilage 1. Germanische Rats- und Gerichtsversammlung. Relief von der Siegessäule Marc Aurels. 2. Jahrh.

Beilage 2. Alrdeutsches Gericht mit Eidschwur im Freien unter einem Baum. Miniatur aus: Diebold Schilling, Schweizerchronik. Handschrift 1484. Luzern, Bürgerbibliothek.

1400

Alles ist zur „Hegung“ des „Dings“ geräthet, — aber noch ist der geladene Angeklagte nicht erschienen. Kommt er bis Sonnenuntergang nicht, so wird der Richter dem unbefriedigten Kläger eine Urkunde (solsabia) ausstellen, welche das Nichterscheinen des Beklagten gerichtlich bezeugt und gleich den Zeitpunkt der zweiten Vorladung bezeichnet. Gewaltfam konnte eben kein Freier vor Gericht gebracht werden, außer er wäre „auf handfester That“ bei einem groben Verbrechen ertappt worden. Wohl aber trafen ihn für sein Nichterscheinen empfindliche Gerichtsbusen. Schon das Mißachten der ersten Vorladung häßte er mit einer Geldstrafe von drei Schillingen; bei unbefolgter zweiter oder dritter Ladung verdoppelte und vervielfachte sich die Buße, so daß sie auf 15 Schillinge und noch höher answoll. Drei- bis siebenmal wiederholte sich dann beim Civilprozeß die Ladung. War der letzte Termin verstrichen, ohne daß der Beklagte sich eingefunden, so verfügte der Richter die Pfändung über Hab und Gut des Schuldners; bei Anklagen auf schwere Vergehen: Mord, Schändung, Diebstahl u. s. f., wurde der Angeklagte gewaltsam wie ein auf frischer „Missethat“ Ergriffener vor Gericht gebracht oder, so er flüchtig war, für geächtet und vogelfrei erklärt. Ähnlich wenn er die Ordnungsbuße oder die durch richterlichen Spruch dem Beleidigten zugeteilte Entschädigung nicht bezahlte. Vorerst und im gelindesten Falle verlor er „ein hant“, doch konnte er mit der Summe von 10 Pfunden sich von der schrecklichen Strafe der Handabhackung loskaufen. Waren drei Jahre verstrichen und die Schuld noch nicht getilgt, die Buße noch nicht erlegt, so schritt

das Gericht zur Verhängung der Pfändung, zur Strafe des Hausabbruches oder gar der Achtung. Aber vielleicht ist der Vorgeladene durch Krankheit verhindert, oder seine Frau, die gesegneten Leibes ging, hat ihn in letzter Stunde noch mit einem Sohn beschenkt, oder es ist einer aus seiner Sippe gestorben! Freilich, läge nur einer dieser genannten Gründe vor, denen die alte Gerichtssprache die Bezeichnung „ehaft not“ oder „legitima impedimenta“ gegeben, so würde der Vorgeladene entschuldigt und straflos wegbleiben können. Das salische Gesetz ließ drei entschuldigende Ursachen zu: Krankheit, Tod und Herrendienst, wogegen andere Stammesrechte auch die Gefangenschaft zur „Leibesnot“ rechneten. Das altbayerische Gesetz gedenkt auch der Hochwasser, „der wilden wasser unde veldgäss“, die den Ausbleibenden von „puess und frevel“ ledig sprechen. Das altostfriesische Landrecht ließ sogar sieben „ehaften“ gelten: Unterbliebene Ladung; Krankheit, Wegsperrung; Wind, Wetter und Wasser; not; Brand; Tod der Frau oder naher Verwandten; Deicharbeit.

Inzwischen ist der Richter zur „Hegung“ oder „Spannung“ des Gerichtes geschritten, sei es, daß er einen Speer neben seinem Sitz in die Erde ge-

Furibus arcemque prodest custodiarum,
Für stelen ist kein besser Rath/
Dann so manugus auffsehen hat.

Clandes domum, firma clausa sit arcibus.
Versperr die Thür vnd Kästen wol/
Die Welt ist Dieb vnd Böswicht voll.

Abb. 14. Warnung vor Dieben und Böswichten. Im Hintergrund Darstellung des Diebstahls sowie dessen Strafe. Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert vom Meister des Trostspiegels aus: Neue künstliche Figuren. Frankfurt, Steinmeyer, 1620.

steckt, vielleicht auch einen Schild daran gehängt, oder daß er mit Lanze oder Stab einen „Ring“ rund um seinen Richterstuhl beschrieb. Im deutschen Norden wird auch eines Schwertpfahls gedacht, an welchem der Graf oder Gaurichter zur Hegung des Dings sein Pferd anband; soweit dasselbe mit seinem Zaum den Pfahl umkreisen konnte, so fern sollte auch das Volk vom Gericht abstehen („Umstand“). In altgermanischer Zeit nahmen die Priester diese „Abzäumung“ der Gerichtsstätte vor, zum Zeichen der Unverletzlichkeit des Ortes wie auch des heiligen Friedens, der dieser umgrenzten Stelle anhaftete; daher auch der Ausdruck „Umfriedung“. Mit Pflock und Seil, ganz früher mit geweihten Bändern (vöbōnd), wird ein notdürftiger „verhaag“ abgesteckt, und mit lauter Stimme vom priesterlichen oder weltlichen Richter der Gerichtsfriede verkündet. Ja selbst die rein symbolische Stärke eines herumgezogenen Seidensfadens ließ dem Orte den

Charakter einer unverletzlichen Stätte, wie auch der Seidensfadenzug Tempel sicherte und Bannwäldern die gewünschte Schonung und Absperrung brachte. Eine Durchbrechung dieses Fadenzaunes hätte die Schrecken der Aht nach sich gezogen. Dieser Rechtsbrauch klingt auch an, wenn der alte deutsche Sänger von Krimhildens Garten rühmt:

Um den ging statt der Mauer ein Seidensfaden fein;
Sie sprach: „Trog allen Fürsten! Es kommt mir Keiner hinein.“

Im Norden wurden zur Hegung dünne Haselruten im Kreise in den Boden gesteckt und mit Schnüren verbunden — ebenfalls eine bloß ideelle Scheidewand: aber sie genügte zu einer Zeit, in der allein schon der Glaube an die Heiligkeit des Gerichtes gegen jeden Andrang, gegen jede achtungswidrige Handlung schützte.

Die älteste und beliebteste Form des „Dings“ war also rund, indem um den heiligen Kern und dessen erwähnten bildlichen oder tatsächlichen

Abschluß die Menge in einem Kreise sich aufschloß, sodaß das Ganze mit einem Ring verglichen und so bezeichnet wurde: daher die Wendung: „Ring“ und „Ding“, „ringlich“ und „dinglich“ für: Gericht, gerichtlich. Späterhin lebte die uralte Sitte der „Verhagung“ und „Bannung“ des Gerichtes in der gevierten Aufstellung der Sigbänke nach („Spannung der Bank“), oder es wurde das Gericht von hinten und zu beiden Seiten mit einem Bretterverschlag eingehegt, so daß nur der Eingang frei blieb: im Innern, entlang der Vierung der Bretterwände, nahmen die Richter und Schöffen Platz.

Zum Beginne der Hegung hebt der „Richter“ seinen Stab. Vermutlich trugen schon die heidnischen Priester Stäbe zum Zeichen der Gewalt, wie auch die germanischen Könige, Hirten und Ältesten. Der Stab der Richter ist „weiß“, weil seine Rinde geschält werden mußte; oben läuft er in eine Krümmung oder in eine Gabelung aus, nach Art der alten Hirten- und Bischofsstäbe; dies zum Zwecke bequemen Aufhängens, denn nach alter Rechtsitte durfte der Stab bis zum Schlusse des Gerichtes wohl gehängt, nicht aber niedergelegt werden, selbst dann auch nicht, als im spätern Verlaufe die Gerichtstagung durch eine

Abb. 15. Mittelalterliches Gericht in der Holzschranke. Im Hintergrund die verschiedenen Todesstrafen: Rädern, Hängen, Pfählen, Ertränken, Enthaupten, Verbrennen. Holzschnitt aus: Petrarca's Trostspiegel. Augsburg, Steiner, 1539.

Imbißpause in zwei Hälften zerfiel. Der Dorf-
richter mußte den Stab wenigstens bis nach voll-
zogener Hegung in die Höhe halten.

Ebenso wenig darf der Richter sich vor Schluß
des „Dings“ vom Sige erheben, nachdem er
einmal niedergesessen. „Wein mit Wein zu decken“
schrieb die Regel ihm vor. Wie er einmal saß,
mußte er bleiben bis zum Sonnenuntergang oder
Dingabbruch. Sein Aufstehen hätte so gut wie
ein Niederlegen des Stabes die Rechtskraft der
weiteren Tagung verscheucht. Ob die Sonnen-
strahlen noch so versengend niederfielen, oder ob
ein Schneewind pfiff — der Obmann mußte wohl
oder übel auf seinem Sige bleiben, wogegen seine
Urteiler sich erheben, zur Beratung mit andern
selbst aus dem Ring treten durften. Für die Lage

des Richters aber giebt folgender Satz der Soester
Rechtsordnung eine deutliche Weisung: „es soll
der richter auf seinen richterstul sitzen als ein gris-
grimmender löwe, den rechten fuß über den linken
schlagen und wann er aus der sache nicht recht
könne urtheilen, soll er dieselbe hundert dreiund-
zwanzig mal überlegen.“ Daß auch hier im Laufe
der Zeit eine mildere Übung sich Bahn gebrochen,
ergiebt sich aus folgendem Entscheide der alten
Salzburger Gerichtsordnung: „Der Richter fragt
(bei der Hegung in formeller Weise die Schöff-
en): ob ein ungewitter, ein brunnst, ein rumor beschähe
oder landsfeinde auskämen, ob ich möchte auf-
stehen und das zu ruhe helfen bringen, ob die
bank unter mir niedergienge, ob ich blöb würde,
ob mir der stab entfiel, wie das beschach, ob ich

möchte aufstehen, wieder nieder sitzen, den gerichtsstab wieder in die hand nehmen? wird im urtheil bejahrt.“ Der Richter sitzt gewöhnlich auf einem roten oder weißen Kissen; je nach dem Range seiner Person ist der Stuhl mehr oder weniger reich geschmückt oder vergoldet. Zu beiden Seiten des Richters, doch etwas tiefer, halten die Urteiler die Schöffenbank besetzt oder lagern sich bei hügeligem Boden im Halbkreise um ihn. Der Richter selbst soll von der Sonne abgekehrt sein zum Schutze gegen ihre Strahlen; dasselbe Vorrecht kommt auch dem Kläger zu, wogegen der Angeklagte, gleichsam schon zur Buße, der damals gefürchteten, mit böser Deutung behafteten Mitternachtsseite, zugewendet stehen soll. Wie die Richter und Urteiler in Friedenskleidung, ohne Wehr und Waffen und entblößten Hauptes dazusitzen, soll zumal der Beschuldigte vor Gericht im Zeichen der Demut allen Schmuck und jede Wehr ablegen, er darf auch höchstens ein Geleite von 30 Mannen, alles Unbewaffnete, mit sich bringen. Diese wie der gesamte „Umsstand“ dürfen unter empfindlicher Gerichtsbusse nicht ungerufen über die mit Flechtwerk, Brettern oder einem Mauerstreif aufgeführte, oder nur bildlich angedeutete Dingschranke treten: „wer da auch trete in das gestuele vor dem geheiten (geheuten) dinge, ane loube (Erlaubnis) des richters, der givet zwene schillinge.“ Fremde, von außerhalb der Mark hergezogen, mußten sich außerhalb des Ringes der Gemeindegengenossen aufstellen.

Im weiteren Verlauf der Gerichtsbegehung wendet sich der Richter dem Schöffenskollegium zu und stellt die Frage: ob dies die richtige Zeit zur Rechtsprechung sei, ob er die Richter Gewalt besitze, ob die Tagung gegen Ruhestörung oder vorzeitig

ges Auseinandergehen gesichert sei —, ähnlich wie schon oben eine Serie von Ordnungsfragen und zugestoßen. In altgermanischer Zeit sind — nach Tacitus zu schließen — diese Anfragen an den Opferpriester gestellt worden; wo letzterer selbst dem Gerichte vorsah, richtete dieser die Frage vermittlest Drafel und Los geraden Weges an die Götter zur Ergründung ihres Willens, worauf er dann den Gerichtsfrieden verkündete. In altdeutscher und mittelalterlicher Zeit antworteten im Namen des Volkes die geschwornen Dingmänner und Schöffen mit formeller Bejahung. „Herr richter“, lautet die Antwortsförmel der Urteiler als Friedgebot, „ihr sollet verbieten hastig muth und schelt wörter, sonder acht, und daß hier niemand [Stimmen] werbe, er thue es dann mit vorsprechen, gebieten recht und unrecht“ — oder er solle „ban und frid gebieten, daß niemand ausgehe, er gehe mit urlaub, niemand ingehe [in den Ring], er gehe mit urlaub, niemand des andern statt besige sonder urlaub, niemand des andern wort spreche sonder urlaub, und verbieten überbracht hin und her zum ersten, zum zweiten, zum

Abb. 18. Vorführung des Gefangenen vor den Richter durch zwei Häscher. Holzschnitt aus: Bambergische Halsgerichtsordnung. Mainz 1508.

drittenmal," worauf der Richter: „so wil ich thun, als ihr wißet, und sette [setze] mich selber in stat und stol und thue des gerichtes bann und friede und verbiede listwort und scheltwort und alles was das gerichte trenken kan, daß er komme als recht und scheide als recht." Unter dem Rufe: „Ban unde friß!" schlägt der Vorfigende zum Zeichen der vollzogenen Hegung mit der Lanze an den Schild oder mit dem Stabe auf den Tisch, Stillschweigen gebietend, wie dies noch heute Studentenart. Jenes richterliche Silentium der alten deutschen Zeit war aber von einem Ernste getragen, der uns ganz unheimlich umweht. Selbst die nicht in des Menschen Willen und Gewalt gelegenen Reflexbewegungen des Räusperns, Hustens und Gähnens oder eine unwillkürliche Bewegung der Hand zur Abwehr von Stech-

fliegen u. s. w. konnten Abndung nach sich ziehen, geschweige denn ein überlautes Wort, ein auffälliges oder verdächtiges Zeichen. Auch das Herumlaufen, das Verändern des Standortes hatte eine Buße, „Wette", zur Folge. Da diese Gerichtsstrafen dem Richterkollegium zufielen, lag die Gefahr nahe, daß in angedeuteter Weise aus Eigennuz der Kreis des Zulässigen in kleinlicher Anwendung verengert wurde.

Die Klagführung beginnt, indem der Richter das Wort nach der Reihenfolge der Anmeldung erteilt, gleichzeitig vor falscher Anklage und Urteilung warnend. Die Meldung zum Wort hatte — in der späteren Zeit wenigstens — unter Beobachtung einer gewissen Anekdeseformel zu geschehen, lautend: „Herr Herr Richter!" oder ähnlich. Verletzung dieses Höflichkeitszeremoniels oder des sonstigen

Gerichtsganges hatte eine Ordnungsbuße im Gefolge. Ganz im Zeichen des Kampfes erfolgt nun der Vorstoß durch die Klage des Verletzten; der Kläger beschuldigt, schreit und fordert. Unter Anrufung der Götter oder des Christengottes kleidet er seine Klage in altübergebrachte Formeln, bisweilen hält er dabei — gleich den Urteilern — einen Stab in der Hand. Zum Schlusse wendet er sich dem Gegner zu, diesen in feierlicher Form „besprechend“: er möge Antwort geben auf die Klage. Alles blickt nun gespannt auf den Beklagten. Zur Selbstanklage wie zum Bekenntnis kann er nicht gezwungen werden, wenn er im Schweigen sein Interesse begründet sieht. Wenn der Beforderte oder Besprochene aber zum „Gegenruf“ und zur Verteidigung das Wort verlangt, muß er die Anklage Punkt für Punkt bestreiten, und „widersprechen“ („versaken“ wie der Sachsenspiegel sagt), da die altdeutsche Rechtsordnung strenge am Grundsatz der Buchstabendeutung festhielt. Jeder nicht widersprochene Anklagepunkt

des Gegners, jede nicht zurückgewiesene Behauptung wird von den Umstehenden dem Beklagten gleich einer zugestandenen Schuld in Anrechnung gebracht. Kengnet der Angeklagte seine Schuld, so dienen in zivilrechtlichen Handeln Zeugen und Urkunden als Beweismittel. Zeugen darf jeder Markgenosse oder Freie, der durch die Augen oder Ohren „Kundschaft“ erhalten. Die Aussage der Zeugen geschah auf einen Eid. Ein schon gefundenes Urteil der Schöffen wird durch einen im Sinne der Schuldblosigkeit abgelegten Eid hinfällig, wie überhaupt im bürgerlichen Rechtshandel, wo Angriff und Abwehr ganz den Parteien überlassen bleiben, der Richter seine Tätigkeit darauf beschränkt, zwischen den Streitenden einen Vergleich und Sühnevertrag zu Stande zu bringen, mit oder ohne Hilfe der Urteiler. Alles weitere mußte auf privatem Wege erlangt werden, selbst die Erfüllung der durch ein gerichtliches Urteil dem Kläger zuerkannten Ansprüche. Das nur in Umrissen soeben gezeichnete Bild

Lücken der ältern Periode ausgeglichen und der an sich sonst spröde und verzweigte Stoff zu einem farbenkräftigen, getreuen, wenn auch gedrängten Ganzen verwoben werden.

Die Thätigkeit des Richters und der Urteiler im peinlichen Strafverfahren der ältern Zeit hat folgenden Rechtsgang zur Grundlage: „Drei sachen die ze tod ziehent“ kannte die „Freisa“, die höhere oder Kriminalgerichtsbarkeit: Diebstahl und Raub; Mord und Notzucht, bisweilen auch „fließende Wunden“ — „tuft, notnunft, und todschlag: diese swer fliezent wunden“. In diesen Fällen wurde gerichtet über „hals und bauch“; oder über „hals und haupt“; „über hals und halsbein“, woher der Ausdruck: Halsgerichtsbarkeit.

Mit gellendem Ruf, „Klaggeschrei“, wurde einem auf „handfester Mistat“ ertappten fliehenden Mörder oder Schänder nachgesetzt. Die herbeieilenden Nachbarn und Sippen, wie auch andere Freie greifen unter „heilalgeschrei“ zu den Waffen, und begleitet von den Rufen: diebio! mordio! waseno! beginnt die Hatzjagd auf den flüchtigen „schädlichen oder mistätigen menschen“; so geht es über Feld, durch den „düstern walt“, bis die schwarze Nacht den Verfolgten umfängt. Oder er hat in einen Göttertempel, in die „fridstatt“ einer Kirche, eines Klosters, oder auf den geheiligten Boden eines Friedhofes, eines Freien- oder Fronhofes, in das Asyl eines

Abb. 20. Abführung ins Gefängnis. Holzschnitt aus: Livius, Römische Historien. Mainz, Joh. Schöffer, 1523.

eines Prozeßfalles der Zivilgerichtsbarkeit bietet den gewünschten Rahmen, in den nun auch die Skizze der richterlichen Behandlung eines Kriminalfalles eingestellt werden kann, ohne durch allzu viele Wiederholungen ermüden zu müssen. Aus letzterem Grunde ist auch hier wie dort die Stellung der richterlichen Funktionen der alten deutschen wie auch der mittelalterlichen Zeit in ein einziges Bild zusammengefaßt, was in diesem Falle wissenschaftlich um so zulässiger ist, als wirklich bis nahe zum Ausgange des Mittelalters im Gerichtsleben nur eine Lösung ohne wesentliche Änderung vorherrscht. Es durften daher auch unbedenklich durch berechnete Rückschlüsse aus der späteren, mittelhochdeutschen Zeit einige

mittelalterlichen Frauenhauses, Spitals oder an den schützenden Herd einer Henker- oder Schöffenwohnung sich flüchten können, so ironisch letzteres auch klingen mag. Es kann zwar sein Aufenthalt weder hier noch dort ein langer sein; die Waffen muß er wegwerfen, wenn er des Vorteils dieser Schirmorte nicht verlustig gehen soll; auch darf ihm niemand Speise reichen. Zweimal vierzehn Nächte und Tage darf er nach den meisten Stammesrechten „ungerächt“ darin verweilen; gelingt es ihm, nach deren Verlauf vier bis fünf Schritte vom Asyl sich zu entfernen und sogleich dessen Ort wieder zu erreichen, so soll die Gnadenfrist wieder von neuem anheben. Treibt der Hunger

Abb. 21. Die Verhaftung in den Momenten: vom Bett, von der Tafel, vom Spiel aus. Vorzeigen des Haftbefehls. Abführung ins Gefängnis. Holzschnitt aus: *Millaeus, Praxis criminalis*. Paris, Colinaeus, 1541.

Abb. 22. Gefängnis am Ende des Mittelalters. Holzschnitt aus: Petrarca's Trostspiegel. Augsburg, Steyner, 1539

ihn aus dem Verstecke, so fangen ihn die rings um das Asyl lagernden Freunde des Ermordeten auf. Nun geht es mit ihm dem Gerichte zu. An der Grenze der verschiedenen altdeutschen Gerichtskreise hat der Fron oder ein bestellter Helfer den Übelthäter abzunehmen und ihn dem zuständigen Gerichtsort zuzuführen, denn in der Regel mußte jeder in seiner eigenen Mark gerichtet werden. Erschien der vorher vom Fang benachrichtigte Gerichtsdiener nicht zeitig zur Übergabe an der Grenze, so wurde der Übelthäter bei leichteren Straffällen, oder wo keine nahen Verwandten das Vergehen zu rächen bereit standen, in mehr versinnbildlichender Weise an den Grenzstein oder Grenzpfahl oder an eine Leiter angebunden und sich selbst, in den meisten Fällen also der Flucht, überlassen. War der Verbrecher auf diese oder auf eine andere Weise frei geworden, so mußte sich der „Richter“ gleichwohl auf die „Bank stellen“ und den Missethäter öffentlich unter Nennung des Namens vor Gericht laden. — Mit Schild und Kolben bewaffnet, ziehen die Kläger zu Gericht; die Verwandten und alle jene, die am Wergeld Anteil haben sollen, treten kampfgelüstet vor „Richter“ und Schöffen, den Mord oder die Un-

that und den Verbrecher zu „beschreien“. Zur Hegung des Gerichtes werden die Wahrzeichen der Urteilung über Leben und Tod als: Eisenhandschuh, Strick, Schere, Schlegel und Beil auf die Richterbank gelegt. Der Richter selbst hält ein Schwert in seiner Hand. — Dreimal ziehen die Kläger unter jedesmaligem Wehruf ihre Schwerter aus der Scheide und tragen bei der Klage auf Mord den Leichnam des Getödteten bis auf wenige Schritte vor den „Richter“; bisweilen halten sie auch nur eine vom bereits verwesenden Körper abgetrennte Hand und später statt der fleischigen, natürlichen bloß eine symbolische, aus Wachs geformte Hand oder auch das blutende Kleid des Ermordeten als Beweisgrund der Klage zum Richter empor. „Heil! weh! über N., der meinen lieben bruder uf des reiches strassen vom leben zum tode gebracht hat, der mir vil lieber was, dann dreißig pfund pfündischer pfund und vil lieber!“ so, oder ähnlich dieser, einer späteren Zeit entlehnten Formel mag auch in den alten Zeiten die Besprechung aus dem Munde des nächsten Anverwandten geklungen haben. Ist der Angeklagte abwesend, so erhält er von rechtswegen einen öffentlichen Verteidiger, und nun hebt der Gegen-

gruß an, wie im zivilrechtlichen Handel. Zur Verurteilung eines Verbrechers waren gefordert: „gichtiger mund“ oder das eigene Geständnis, falls der Angeklagte nicht zufolge Ergreifung auf handhafter That durch Zeugen schon überwiesen war; oder weiter: „blickender schein“, der Nachweis des Vergehens durch ein vorgelegtes corpus delicti. Ist der Angeklagte des Verbrechens nicht zum voraus auf eine der genannten Arten überwiesen, oder leugnet er die zur Last gelegte Schuld, so kann er sich durch einen Eid von Verdacht und Anklage reinigen. In ältester Zeit, wo der Glaube an die Wahrhaftigkeit des freien Mannes ein noch unerschütterter war, genügten der auf seine Unschuld geschworene Eid des Beklagten oder doch der Schwur von drei bis sieben mitgebrachten Nachbarn oder Urteilern. Die schrecklichen auf Meineid gelegten Strafen, die Schwierigkeit, zu einem verdächtigen Handel Eideshelfer zu bekommen, rechtfertigten das alte Vertrauen. Als aber Treu und Glaube mehr schwanden, wurde dieses Recht der Angeklagten zu einer Schattenseite der alten Gerichte. Je größer das angeschuldigte Verbrechen und somit auch die darauf gelegte Entschädigungsbusse waren, eine um so zahlreichere Schar von Eideshelfern wurde zum Gerichte aufgeboten; denn so gut wie der Stand des Getödteten die Höhe des Bergeldes beeinflusste, so änderte sich danach auch die Zahl der benötigten Eideshelfer, um Schuld und Buße von sich ab zuwälzen. Aber

auch nach dem Stande des Beklagten selbst regulierte sich die Größe der Mitschwörerschar. Nach dem Rechte der Friesen konnte ein Adelige mit nur elf Eideshelfern sich von der Anklage, einen andern Adelligen getödtet zu haben, reinschreiben; der Hürige dagegen erzielte den nämlichen Erfolg erst vermittelt 38 Helfer. Der Adelige, der wegen Tödtung eines Hürigen angeklagt war, machte sich mit nur drei Eides-

Abb. 23. Eid vor dem Richter. In der oberen Reihe: Bekräftigung des Schwures durch die Schöffen, welche durch überhängende Mäntel gekennzeichnet sind. In der Mitte: Sieben Mönche zeugen gegen einen Genossen. Unten: Richter und Schultzeiß, vor ihnen die 21 Eideshelfer. Heidelberger Sachsenspiegel. Handschr. 13. Jahrh.

helfern klagefrei, ein des gleichen Vergehens bezichtigter Höriger benötigte hierzu die vierfache Stärke von Eidesgenossen. Durch ein solches Mitschwören bezeugen die Parteigänger nur, daß nach ihrer Überzeugung der Eid des Angeklagten ein wahrer, dem Thatbestand entsprechender sei, und verstärken somit zuhanden des „Richters“ die Glaubhaftigkeit des Angeschuldigten. Die Salier gestanden in der Regel einzig den Adelligen das Vorrecht zu, Eideshelfer mit vor den Richter zu bringen; auch wurden nur Freie, der Mitbestreitung der Vergeltsumme Fähige, zur Eideshülfe zugelassen; den gewöhnlichen Sterblichen konnte meist nur die zufällige Gunst eines Gottesurteils helfen. Nach gemeinem Rechte waren außer den Unfreien auch jene Freien nicht mehr rechtsfähig und nicht mehr eidesberechtigt, die schon vorbestraft oder doch wiederholt einer Unthat beschuldigt worden; auch diesen verblieb der einzige Ausweg, den Reinigungsgang der bekannten Gottesurteile oder Ordalien zu betreten.

Die Urheimat der Gottesurteile ist, wie jene der

indogermanischen Völkerstämme selbst, in Zentralasien zu suchen. Thatsächlich haben denn auch die Indier nicht bloß dieses verhängnisvolle „Beweismittel“ in ihrer Vergangenheit zur höchsten Entscheidung gebracht, sondern dessen abergläubisch-schreckliche Anwendung bis zur Stunde beibehalten. — In den ältesten Religionschriften der Arier und Perser finden sich zahlreiche Hinweise und Andeutungen auf die Gottesurteile und ihre verschiedenen Formen eingestreut. — Dem heidnischen Einflusse zur Zeit der Verührung der Juden mit Babylon ist es wohl auf Rechnung zu schreiben, wenn die Bibel wiederholt sich in der Lage sieht, vom Gebrauch des „bittern Wassers des Moses“ und des „Durch das Feuer Gehen“ zum Nachweise der Schuld oder Unschuld dem israelitischen Volke abjuraten.

Dieser germanisch-altdeutschen Rechtsübung der Gottesgerichte liegt der Volksglaube zu Grunde, daß der gleiche Gott, der die drei Jünglinge im Feuerofen ihrer Unschuld wegen unversehrt aus dem Flammenmeer hervorgehen

Wol allermayst verbindt der ayd/ Doch hat sein haltung vinderschayd.

Abb. 24. Eidschwur vor dem Richter. Holzschnitt aus: Petrarca's Trostspiegel, Augsburg, Stöpner, 1539.

ließ, zufolge seiner unendlichen Gerechtigkeit und
 Allwissenheit in dunklen, den Urteilern unentwirr-
 baren Rechtsfällen als oberster Weltenrichter selbst
 zur „Weisung“ sich bequeme und rechtspredige,
 wobei er mit innerer Notwendigkeit den Schuld-

losen siegen, den Missethäter aber untergehen
 lasse. So verbirgt diese im Grunde schon antik-
 heidnische Vorstellung von den Gottesgerichten
 hinter einem schönen Namen und einer christ-
 gläubigen Maske den Schrecken einer Geistes-

verirrung, deren Endesfolgen ein trauriges Seitenstück zum Hexenwahn bilden. Gewiß haben auch die Gottesurteile viel zur Verhärtung des unseligen Hexenwahnes beigetragen, da nach der Ansicht der Menge dieses unverfälschte Urteil Gottes durch den für die angeklagten Hexen ungünstigen Ausgang der Gottesprobe die Richtigkeit und das Vorkommen von Bekehrung bestätigt hat. Gerade die Frauen, die gleich den Knechten nicht eidesfähig waren oder, wo auch eine Eidesvertretung zulässig war, nicht leicht über Scharen von Eideshelfern verfügten, waren die häufigsten Opfer der Gottesgerichte.

Eine der gebräuchlichsten Arten von Gottesurteilen war die Feuer- oder Eisenprobe. Der Angeklagte tauchte seine Hand in siedendes Wasser oder in glühendes Blei; blieb die Hand unverfehrt,

so war der Beschuldigte vom Verdachte gereinigt, andernfalls schuldig. Oder er mußte in einem bloßen Hemde einen flammenden Holzstoß überschreiten, ohne Schaden zu nehmen; bisweilen wurde das Hemd mit einem Wachsbad gesteift und getränkt („wahshemde“). Fing dasselbe Feuer oder tropfte das Wachs herunter, so ward dies zu Ungunsten des Angeklagten gedeutet. Auf einen solchen unglücklichen Ausgang hat eine Stelle der Kaiserchronik Bezug:

„sie slouf (schliefte) in ein hemebe,
 das darzu gemacht was . . . (präpariert war):
 in allen vier enden
 ze vuozen unde ze henden
 das hemebe sie intzunt (anzündeten);
 in einer lügen stunden
 das hemebe gar von ir bran,
 das waz an das pflaster ran,
 der vrowen arges nime was,
 sie sprächen: deo gracia.“

Oder der Angeklagte mußte weißglühendes Eisen mit bloßen Händen tragen oder feurige Platten und Eisenschilde; oder es wurden einige Paare glühend gemachter Pflugscharen hintereinander gelegt und diese Bahn mußte barfuß abgeschritten werden, wie bei der Feuerprobe, der sich die Kaiserin Kunigunde, Heinrichs II. Gemahlin, zum Beweise ihrer ehelichen Treue unterzog (Weilage 3). Dieses schon von den Sophokleischen Tragödien her bekannte Ordeal schildert der reformierte Geistliche Balthasar Becker, dieser begeisterte Bekämpfer des Hexenwahnes in seinem Werke: „Die zauberte Welt“, Amsterdam 1693, wie folgt: „Der Priester, in vollem Ornat, legte einen eisernen Bolzen, welcher wiederholt mit Weihwasser besprengt war, auf den Altar auf glühende Kohlen und sang darauf den Gesang der drei Männer im feurigen Ofen, steckte dem Angeklagten die Hostie in den Mund, beschwor ihn und bat, daß Gott seine Schuld dadurch offenbaren möge, daß der glühende Bolzen, welcher in seiner Hand gelegt wurde, ihn verbrenne; oder seine Unschuld dadurch, daß er nicht verletzt werde. Der Angeklagte mußte den glühenden Bolzen neun Schritte weit tragen, dann verband der Priester die verletzte Hand und versiegelte den Verband. Drei Tage nachher besah man die Hand, ob sie gesund und unbeschädigt sei. War dies nicht der Fall, so war der Angeklagte seiner Schuld überführt.“

Beilage 3. Gottesurteil. Feuerprobe der Kaiserin Kunigunde. Von zwei Mönchen geführt, überschreitet sie den glühenden Rost, während Kaiser Heinrich II. mit wehmütigem Gesicht zuschaut. Hinter ihm Gefolge und Volk in Spannung. — Im unteren Bilde legt die Kaiserin verzeihend ihre Hände auf des Kaisers Haupt. Miniatur aus einer Handschrift über das Leben Kaiser Heinrich II. und seiner Gemahlin. Anfang des 13. Jahrhunderts. Bamberg, Stadtbibliothek.

1901

Auf eine solche durch den Richter, Priester, bisweilen durch den Kläger selbst oder einen beidigten richterlichen Zeugen vorgenommene Versiegelung des erprobten Glies des mit Wachs zur nachherigen Beschauung und Urteilsfällung spielt der mittelalterliche Dichter an:



„daz Iſen nam ſi af die hant Abb. 27. Schwur und Wasserurteil. Zeichnung aus dem Heidelberger Sachsenspiegel. Handschrift 13. Jahrhundert.

unde wart alsô ſore verbrant,
daz ſi ſchrei mit groÿer ungehabe:
ô wê, mir iſt diu hant abe!
ein wazs het er (der Untersuchungsrichter) gebreitet
unde ein tuoch darzuo bereitet
unde wolde ſi verbinden,
des bat ſi in erwinden:
ſi sprach, waz hilſet daz bant?
mir iſt diu hant sô gar verbrant,
daz ſi mir nû mac nimmermê
ze nuge werden alsam ê.“

Die mittelalterlichen Inquisitionsmonche wetterten, wie gegen alle Gottesurteile, so insbesondere gegen die Anwendung der Feuerprobe, weil diese durch den Teufel unwirksam gemacht und so die Hexen gegen die Verbrennung und Feuergluten gefeit wären. Ja der Hexenhammer weiß sogar zu berichten, die zum Feuertragen verurteilten Hexen verstanden es, durch den Saft einer gewissen Pflanze die Wirkung des Feuers abzuleiten, wie etwa in heutiger Zeit die Feueresser und Flammenspeier im Trugspiel ihrer Marktstuden.

Ein zumal im Mittelalter beliebtes und vielverwendetes Gottesurteil war die sog. Wasser- oder Hexenprobe. Wie die Wissenschaft heute zur Lungenprobe greift, um festzustellen, ob ein Fötus erst außerhalb des Mutterleibes abgestorben, so ließ der Aberglaube die altkeltischen Rheinbewohner die Kinder unbekannter Väter nackt auf einen Schild ins Wasser setzen zum Entscheid ihrer ehelichen oder außerehelichen Geburt. Sanften

die unglücklichen Geschöpfe, so waren sie die Frucht wilder Liebe. Das spätere Mittelalter frischte in der Hexenprobe dieses Gottesurteil in wenig veränderter Form wieder auf. Hände und Füße der Verdächtigen wurden kreuzweise gebunden, also rechter Daumen zur linken Zehe u. s. f. und der nackte Leib aufs Wasser gelegt. Blieb die Angeklagte oben schwimmen, so wurde sie — zum Unterschiede von der genannten Rinderprobe — für schuldig gehalten. Diesem „Urteil des kalten Wassers“ hat wohl der Volksglaube zu Grunde gelegen, der Wassergott dulde keinen Übeltäter in seinem Schoße und halte daher diesen von sich fern ab auf der Oberfläche. Bisweilen findet sich übrigens in den spätern Weistümern auch die Lesart, daß eine Untersinkende schuldig sei. Verwandt mit dem Wasserbad ist die Hexenwage, auf welcher die Angeklagte auf ihr natürliches Gewicht geprüft wurde, wogegen der „Kesselfang“ eine zwischen Wasserprobe und Feuerurteil schillernde Spielart ist. In einem Kessel wurde Wasser zum Sieden gebracht und ein eigroßer Stein, oder ein Ring, ein Schlüssel hinein geworfen. Konnte der Beweisende den Gegenstand mit bloßem Arme ohne Verbrennung der Haut herauslangen, so war er im Recht.

An diese am lebenden Leibe des Angeklagten vorgenommenen Proben reihten sich die Gottesurteile mit dem „geweihten Bissen“, „die Kreuzprobe“ u. a. m. Den unheimlich-unfaßbaren Aus-

„swelher si unschulder, der sage
 dag besehen,
 der sol zuo der bare vor den
 liuten gän;
 da mac man die warheit harte
 schiere bi verstan.
 Dag ist ein michel wunder, dicke
 es noch geschidet;
 swa man den mortmeilen bi
 dem toten sihet,
 so bluotent im die wunden“; —
 sam ouch da geschach;
 da von man die schulde da ze
 Hagenen geschach.
 Die wunden flugen sere, alsam
 si täten e. —

Ein Luzerner Formel-
 buch aus dem Jahre 1568
 enthält folgende (von Se-
 gesser mitgeteilte) Anwei-
 sung für das Bahrgericht:
 Man stelle die Bahre auf
 freiem Felde, fernab von
 Leuten, auf. Der Ange-
 klagte, an allen behaarten
 Stellen des Leibes gescho-
 ren und nackt bis auf
 ein neues Untergewand,
 soll, ein geweihtes Licht in
 der Hand haltend, von den
 Richtern auf die rechte
 Seite der Totenbahre ge-
 leitet werden, dort nieder-

Abb. 28. Tod durch Ertränken. Kpfr. aus dem 15. Jahrhundert vom Meister
 der Boccaccio-Illustrationen. London, British Museum. P. II. 276. 7.

gang aller dieser teilt die auch auf Schweizer-
 boden sehr häufig angewendete „Bahrprobe“,
 deren dramatische Sonderart sich vom Hinter-
 grunde der gleichzeitigen Wundersucht nur noch
 schauerlicher abhebt. Zufolge des Glaubens, der
 Ermordete beginne wieder aus seinen Wunden
 zu bluten, wenn der Missethäter sich dessen Leich-
 name nähere, konnte der Angeklagte sich vom
 Verdachte des Mordes reinwaschen, wenn bei
 seinem Hinzutreten zur Bahre die Wunden sich
 nicht öffneten, nicht wieder mit Blut füllten.
 Es spricht daher Kriemhild im 17. Abenteuer
 des Nibelungenfanges, wo sie wehklagend an
 der Bahre Siegfrieds steht, mit einem Seiten-
 blick auf den mordverdächtigen Hagen, der dabei
 überwiesen ward:

knieen und fünf Paternoster, Ave's und den Glau-
 ben beten, damit Gott zum Beistand der Wahrheit
 ein Zeichen thun wolle. An der Leiche sollen die
 wunden Stellen, ferner Herz und Mund entblößt
 sein; hierauf legt der Angeklagte seine Hand auf
 des Toten Brust und schwört: „Wie ich hie sich
 (sehe) und berür disen toten lib, So bitt ich Gott,
 ob ich In umbracht oder an sinem thode schuldig,
 Mhat, That, Gunst, Fürderung oder Hilff than
 hab in eyyny wis oder gstat, daß dann Gott der
 Allmächtige hie ein offenlich Zeichen thün miner
 schuld oder unschuld an tag ze kon und mir Gott
 also helffe und alle heiligen.“ Die Richter und Ur-
 teiler müssen nun auf die Wunde genau Acht haben;
 fließt wieder frisches Blut, oder ändert sich das
 Bild der Wundränder, dann ist der Verdächtige

Beilage 4 u. 5. Badprobe (S. 32) und das Schwemmen (S. 115). Miniaturen aus: Diebold Schilling,
Schweizerchronik. Handschrift 1484. Luzern, Bürgerbibliothek.

Abb. 29. Hinrichtung der Frankenkönigin Brunhilde durch Vierteilen. Kpfr. aus dem 15. Jahrhundert vom Meister der Boccaccio-Illustrationen. Berlin, Kupferstichkabinett P. II. 277. 10.

des Mordes überführt, andernfalls ist er rein und frei.

Waren die genannten Gottesgerichte hauptsächlich als Beweismittel der Unfreien, der Unedlen und Frauen im Schwange, so hatten sich der

Freie und zumal der Adelige, der Herr, ein Ordeal auserlesen, das, auf natürlicher und vernünftiger Grundlage der eigenen Kraft wachsend, als die edelste Art von allen Gottesgerichten und Reinigungseiden sich bis auf unsere heutige Zeit als



Abb. 30. Zweikampf mit einem Burgherrn, der durch eine Krone kenntlich ist. Rechts der Richter. Zeichnung aus dem Heidelberger Sachsenspiegel. Handschrift 13. Jahrhundert.

lebensfähig erwiesen: den Zweikampf. Ein Glaube gab dem altdeutschen Krieger, dem germanischen Faustkämpfer Mut und Kraft: der lebhafteste Gedanke, daß auf Seite des Stärkern auch das Recht liege. Der Zweikampf, dieser Prüfstein der Kraft, diente vor dem altdeutschen Richter als Gradmesser der Beweisstärke und damit auch als Reinigungsmittel gegen die Anklage, da wo das unblutige Duell der bloßen Rede und Gegenrede keinen Gegner hat siegen und besiegt werden lassen. Der mit der Waffe Überwundene aber hat die Aussage seines siegreichen Partners einfach anzuerkennen, weil Gott — so urteilte das Mittelalter — als oberster Hüter der Weltordnung diesem Ausgang zugestimmt hat. Hätte die Unschuld auf Seite des Unterliegenden gestanden: so würde ungewisselhaft dessen Waffe durch den gerechten Gott doch noch zum Durchbruch und Siege geführt worden sein.

Da Richter und Urteiler in leichteren Gerichtsällen sich damit begnügen, das Beweisgelübde als Bedingung des Rechtsausgleiches zu erwirken und in den Sühnevertrag aufzunehmen, so wird dieser Beweis der Unschuld dem Prozeßgegner, dessen Zeugen und Sippe nach Fällung der richterlichen Erkenntnis geleistet. Die Schöffen haben in den Gang der Gerichtsverhandlung bis zur Sprechung des Urteils gar nicht eingegriffen, so wenig als unsere heutigen Geschworenen zwischen Kläger und Beklagten treten. In den genannten Fällen der höhern Gerichtsbarkeit aber harren auch Richter und Schöffen prüfend des Ausgangs, den das Gottesgericht nehmen will. Oder

wo kein solches angelegt worden, beginnt nun die Beratung, die „Urteilung“ über den aus der Beweisführung des Klägers und des Beklagten gewonnenen günstigen oder ungünstigen Eindruck. Darum schreiten die Richter jetzt zu ernstlicher Beratung, um „düstere“ Punkte aufzuhellen, durch Umfrage bei Rechtsberatern von Ruf „licht zu machen“. Während der Richter sitzen bleibt, erheben sich die Schöffen zur gesonderten Beratung, ähnlich wie sich auch heutzutage die Geschworenen zurückziehen. Dadurch wahrten sie sich in ihrem Urteil zugleich eine größere Unabhängigkeit vom Vorsitzenden. „Da gingen die Schöffen aus (aus dem Ding heraus) und nahmen einen rath und kamen wieder und versprochen sich“, heißt es immer und immer wieder in den Weistümern. Abseits vom Ding, am liebsten in der lauschigen Verborgenheit einer Böschung, einer Mulde, setzen sie sich auf dem Rasen zusammen, denn „sitzend“ sollen sie nach alter Richterregel das Urteil finden. Im Gau gericht, wo der Schultheiß nicht zugleich Vorsitzender ist, tritt ersterer ebenfalls mit den Schöffen zur Seite. Jetzt kommen sie wieder; die ganze Menge der Zuhörer in der Runde harret atemlos der Weisung. Von einem Schöffen zum andern geht die Umfrage des Richters und jedesmal die Weisung wieder zurück auf den Vorsitzenden; nun noch ein Abzählen der Schöffenstimmen, Einstimmigkeit oder doch ein Mehr — und die Würfel sind gefallen. „Swerz beyer weiz des selben jehet“ lautet der Schlusssatz des Urteils als Aufforderung: es möge derjenige vortreten und rechtsprechen, der besser „weisen könne.“

Ein brausendes Rufen durchtost die Stille des Ortes, wenn das gefundene Urteil im Herzen der freien umstehenden Männer wie ein Echo der Billigung widerklingt, und freudig schlagen sie die Waffen zusammen („Folge“). Oder aber es wird das Urteil angefochten, „gescholten“ („Schelte“). Wer es aber zu schelten wagte, ohne selbst ein besseres Urteil sprechen zu können, verfiel einer Gerichtsbuße. Bleibt das Urteil unangefochten,

Sitze und Schöffenbänke werden zum Zeichen des Gerichtsschlusses umgeworfen, und man schreitet zum Richtermahl. Ein weißes „Lilaken“ deckt den Tisch, weißtannene Becher „drinfesser“, werden aufgesetzt, Wein, Bier, Weißbrot und Käse aufgetragen. Bisweilen spendet der Richter, der Schlichter, auch die Gerichtsgemeinde, den Schöffen Trank und Speise, in der Regel aber wurden diese Kosten aus den während der



Abb. 32. Kaiserliche Gerichtsfigung im 16. Jahrhundert. Holzschnitt dem H. S. Beham zugeschrieben. Nürnberg, Germanisches Museum. P. 191.

wie auch nach jeder Hinrichtung, hat sich durch alle Jahrhunderte des Mittelalters bis zur Neuzeit durchgezogen und in den alten Stadt- und Gemeinderrechnungen recht einschneidende Spuren hinterlassen.

Damit dem ebengezeichneten Genrebildchen eines altdeutschen Richtermahles im Freien der düstere Hintergrund nicht mangle, müssen wir sehen, wie wenige Schritte abseits von diesem mittelalterlichen Trinkgelage der Fronbote oder einige aus dem Schöffentollegium oder gar ein hiezu beordeter Ratsherr oder der jüngstverheiratete der anwesenden Freien dem Verurteilten die Schlinge um den Hals legen und den in Todesangst Webenden am Hentersstrick auf den Baumast ziehen; sie thun damit gar eilig, denn bei noch scheinender Sonne soll das gefällte Todesurteil „wahr gemacht“ werden. So mischt sich der Todesjammer des Unglücklichen mit dem Becherklang des Richtermahles.

Ist das Urteil der Schöffen „gescholten“ worden, so ist der nicht anerkannte Rechtspruch vor der versammelten Gemeinde oder — zumal in wichtigen Rechtsfällen — vor den obersten Appellationshof des kaiserlichen Gerichtes zu bringen. Als höchster Richter hat der König oder Kaiser die Befugnis, den Königsfrieden zu gewähren oder Friedlosigkeit über Personen und Städte, ja über ganze Gegenden zu verhängen. In des Königs Hand ist es aber auch gelegt, einem zum Tode verurteilten Missethäter das Leben zu schenken, die Strafe zu mildern, umzuwandeln, das

gefällte Urteil zu nichte zu machen. Wo der Kaiser hinkommt, werden Rechtsachen vor seinen Richterstuhl gebracht. In schönster Weise hat die mittelalterliche Sage den Spruch: *ubi imperator, ibi curia* — wo der Herrscher, da auch der Gerichtshof — umrankt, indem sie berichtet, wie eine Schlange rechts und schutzbegehend um den Glockenstrang des Chorherrnhauses in Zürich sich wand und den daselbst gerade an der Festafel sitzenden Kaiser Karl den Großen herausklingelte. Dem Rufe der Rechtbegehrenden sei Karl bereitwillig gefolgt, der Schlange bis in ihr Versteck nachgegangen, wo er den Friedensförderer, eine auf den Eiern der Schlange festgesessene Kröte, fand und mit fürstlichem Rechtspruch den Eindringling dem Feuertode überantwortete.

In feierlichem Aufzuge sieht die deutsche Fürstengeschichte die Landesherren den Richterstuhl bestiegen; das Reichscepter ist ihr richterlicher Stab, die Gerichtsbank wird zum „Kaiserstuhl“, dessen Erinnerung noch heute in Ortsbenennungen anklingt. Bot sich eine solche günstige Gelegenheit an Ort und Stelle nicht, um das bestrittene Urteil durch den Kaiser entscheiden zu lassen, so mußte der Richter, als verantwortlicher Urheber des Spruches, seine Boten zur Darlegung des Rechtes, falls an die Hofburg senden. Nach dem Sachsenspiegel mußte der Botengang von sechs Knechten mit acht Pferden begleitet werden. Die Kosten dieser Sendung hat der Richter zu tragen; Brot und Bier soll er seinen Boten zur Senäze geben und des Tags drei Gerichte und einen Becher

Wein zukommen lassen; den Knechten zwei Gerichte und jedem Pferde fünf Garben täglich. So ziehen diese nun an den Königshof, um nach Verlauf von sechs Wochen das endgültig entschiedene Urteil dem darauf gespannten Richterkollegium und den ungeduldrigen Parteien heimzubringen. Wenn das gescholtene Urteil vom König bestätigt und damit dem Entscheide des Richters beigestimmt wird, dann muß jener, der den Spruch gescholten, dem Richter eine Gerichtsbusse erlegen und ihn zugleich schadlos halten für sämtliche Unkosten, welche aus Appellation und Botengang erwachsen sind. Ein wie großes materielles Interesse der Richter daran hatte, richtig und nach dem Gerechtigkeitsfinne des Volkes zu „weisen“, wie gut aber auch der Freie oder die Parteien daran thaten, nicht übereilig und unbedacht ein Richterurteil zu „schelten“, läßt sich den am Appellationswege haftenden Unkosten ent-

nehmen. Verschlungen ja einzig die dem Botengang mitzugebenden acht Pferde bei regelrechter sechswochentlicher Dauer der Sendung unter Anrechnung der vorgeschriebenen Tagesration nicht weniger als 1680 Garben.

Wie das Rededuell des Klägers und Beklagten im altdentschen Ding schließlich in dem weithin schallenden Eidesruf der Parteiglieder und der mitschwörenden Sippe ausklingt, so schwillt in jener Zeit der gerichtliche Waffengang der beiden Gegner häufig zu einer wildbrausenden kriegerischen Erhebung ganzer Familien, Sippen oder Stämme und Städte an. Wir meinen damit die wilde Sitte der Fehde und des Faustrechtes, kraft welcher die beleidigten Blutsverwandten sich im Fehdegang der Blutrache selbst zu Richtern und Urteilsvollstreckern aufwerfen. Der altdentsche Grundsatz „wo kein Kläger, da auch kein Richter“ hat der Allgemeinheit, der Gemeinde einen breiten

Abb. 34. Zwei Mörder. Holzschnitt aus: Buch der Weisheit. Ulm, L. Holl, 1484.

Beg offen gelassen, sich Genugthuung und Sühne für erlittenes Unrecht mit selbsteigener Faust und Waffe zu holen, ohne dabei auf einen richterlichen Entscheid sich abstellen zu müssen. Wo dem Beleidigten die Freiheit blieb, die öffentliche Gewalt zur Erlangung von Recht und Sühne anzurufen — oder aber in Selbsthilfe mit dem Rachestahl den alten Rechtspruch: Blut will wieder Blut, wahr zu machen, da galt diese Blutrache für volkstümlicher als der ordentliche, schleppende Rechtsgang mit seinem oft ungewissen Erfolge. Haben Verrohung und Rachsucht in dieser eigentwilligen Volksjustiz der altdeutschen und mittelalterlichen Zeit auch einen bedauerlichen Nährboden gefunden und ihre eigene Verurteilung in die Geschichte eingezeichnet, — ein gewisser idealer Zug lag dieser wilden Sitte doch unter: das verwandtschaftliche Mitgefühl und ein sich unbändig bäumender Schmerz über den Verlust des Freundes, des Bruders, des Vaters oder aber eine an Jugend grenzende

stimmt: „es ist lantrecht, daz man den todten nit sal begraben, es enwere dan voir (es sei denn vorher) der todslag gestraift oder gesünet“.

Wird der Thäter auf handhafter That erfaßt,

Abb. 35. Ermordung. Holzschnitt aus: Ulrich von Hutten, über die Tötung seines Verwandten Johann von Hutten. Mainz 1519.

so vollzieht sich der Racheakt auf der Stelle (lynchjustiz). Sonst wird die Spur des Thäters, wie in einem Kriegszug, unter Führung eines „Anleiters“ verfolgt, nachdem die Angehörigen ihre Nachbarn und Verwandten hiezu aufgeboten haben. Das alemannische Stammesrecht gestattet, den Flüchtigen bis in seine Heimat zu verfolgen und ihn in seinem eigenen Hause zu töten. So erheben sich oft Sippe gegen Sippe, eine Mark gegen die andere zu einem unglücklichen Bruderkrieg im eigenen Stamme. Auf einer Stange wird das Haupt des erschlagenen Missethätters — wie im Siegeszug aus einer Schlacht — heimgebracht und vor aller Augen auf einen Pfahl oder auf den Galgen gesteckt, denn die in der Fehde vollzogene Rachedtötung muß offenkundig sein, will sie eine gesetzliche Anerkennung und Billigung genießen.

Da nicht bloß der Missethäter, sondern auch sein Vermögen der Sühne verfällt, wird dessen Haus bisweilen geplündert und angezündet; die Knechte werden erschlagen, die Herden weggetrieben.

Die spätere Fehdezeit des ausgehenden Mittelalters lassen wir am besten durch den Originalinhalt der in Facsimile folgenden Fehdebrieфе sprechen. (Beilagen 6. 7. 8.)

In der Blütezeit der Blutrache und in der vorfränkischen Periode galt es geradezu für schimpflich, dadurch auf den Fehdezug zu verzichten, daß man auf gerichtlichem Wege sich mit Blutgeld abfinden ließ. Erst die Verbesserung des Strafsystemtarifes und die dabei beabsichtigte Bekämpfung und allmähliche Ausrottung der wilden Rechtsitte, welche sich Kirche und Staat seit karolingischer Zeit mit wachsendem Eifer angelegen sein ließen, brachte die unblutige Sühnung in Aufnahme. Die Höhe des Sühngeldes bemaf sich nach dem Stande, nach Vermögen und Stellung des Thäters wie des Getöteten oder Beleidigten; ein anderes Strafmaf galt für Freie als für Leibeigene; ein anderes für Frauen als für Männer; ein anderes für Geistliche als für Laien.

„Ewer einem paffen nimbt den lip (Das Leben),
ez tuo man oder wip,
der sol die buoze dar tragen
sam (gleich als) er siben leien habe erslagen“

bestimmt das Weistum. Auch das Alter des Getöteten oder Verletzten zählte mit. Die Herren be-

zahlen das Wergeld für ihre Knechte, die Blutsverwandten für den ihnen zugehörigen Mörder, wenn dessen eigenes Vermögen nicht ausreicht. Dementsprechend streicht aber auch der Herr das für seinen erschlagenen Knecht abgeforderte Wergeld ein und die männlichen Blutsverwandten — nach Schwert wie Spindelseite — erheben Anspruch auf Verteilung der für einen ihnen nahestehenden Ermordeten fällige Bußsumme, da sie alle auf eine blutige Eintreibung der Entschädigung Verzicht geleistet haben. Auf bloße Verwundung oder Verstümmelung mit Verlust von Auge oder Hand waren entsprechend mäßigere Bußen gelegt; ebenso auf Schädigung von Feld und Wald oder auf die Tötung von Haustieren.

Wo der um Rechtsschutz angegangene Richter vermittelt hat, ohne daß nachträglich die im Sühnvertrag festgestellte Buße oder die Gerichtstaxe entrichtet wurde, schritt jener auch zur Pfändung von Hab und Gut. In wichtigeren Fällen, wie bei Verweigerung des auf dem Gerichtswege zurkannten Wergeldes für einen Erschlagenen, nahm das alte Gericht zum schrecklichen Strafmittel der Achtung oder Friedlosklärung Zuflucht, wodurch es die Allgemeinheit zum Fehdegang gegen den Übeltäter förmlich aufforderte. Indem der Richter oder die Gemeinde diesen Fluch der Achtung über einen flüchtigen oder dem richterlichen Gebot trogenden Missethäter aus-




Abb. 36. Überreichung des Sühngeldes an den mit einer Herrenkrone geschmückten schöffenbarfreien Mann. Zeichnung aus dem Heidelberger Sachsenspiegel. 13. Jahrh.

Halsgerichtsordnung. Mainz 1508.

sprach, machte sie sein Leben zur Zielscheibe jedes beliebigen Angriffs. War in jener polizeiarmen Zeit ein Verbrecher flüchtig, so blieb eben nichts übrig, als durch Verhängung der Vogelfreiheit die vielgliederige Zivilpolizei des ganzen Stammes zur Jagd auf den Kopf des Gedächten zu ermächtigen. War ein Missethäter von der ver-

legten Sippe zur Aburteilung vor den ordentlichen Richter gebracht, durfte er sofort auf der Gerichtsstätte von der aufgebrachten Schar niedergemacht werden, sobald die Urteiler auf Achtung erkannt hatten; hatte der Angeklagte aber der Ladung ohne Widerstand Folge geleistet, so wurde ihm nach Fällung des Acht-Urteils bis zum Ge-


 llen vnd iedem die da lieb haben
 ich Pauls Namber zu Inglsat zu
 lich bereit geliben Dazumb er mit
 die selb sein handschrift vnd insge
 aufzug zumercklichem schade voi
 gen handschrift vorhanden gegen jin als ainen
 from ritter zwischen vnser einen neuen vertrag
 zutun mir durch jin Als verr Er ein fromer Ed
 wol Er durch mich mer maln ersucht. Und mi
 aubens vnd getrawens Als truglich-lugenhaft
 ste Als der Dem von jin wider menschlich ge
 from Erberg lewt zuwarnen Sich vor jin zusi
 wt betzewgt warhait vnnnd glauben verlorz bi
 will ich von im ruffen-schreiben-verkundē vn
 fet. Und bitte einen jeden Erbern fromen man
 ten sol werden Unnd wer jin guts gunne jne n
 lich zuuer gessen. Und versich mich zu einem j
 mir vnd einem jeden der durch handschrift-bri
 en sein vnrecht vnnnd schaden so jin anligt. Dan
 Ere stet. sol pillich vor aller Erbergkait geschi
 aufschreiben vnd klag vber jin vnpillich tet. Se
 Fuusten vnnnd bearn Herren Seozigen Psallu
 der mein zu Eren vnnnd recht mechtig ist Unni
 meiner brief vnnnd Sigel weiter geburet In ka
 elman der mit jm gewappent oder gefremnt ist
 ben Sunder einem jeden nach allem meinem
 solber massen klagen des ich meiner notdurft

Beilage 8. Offene Klage des Paul Neuber gegen Heinz von
 Ruh besudelt in diesem Falle dessen Wappenschild. Solche Bl
 Stellen, z. B. an der Kirchthür verschiedener Orte in der N
 eine Art der Fehde, die ja auch durch einen „Brief“ angekün
 7

Beilage 6. Fehdebrief der Stadt Nürnberg gegen Christoph von Sich 1499. Einblattdruck. München, Hofbibliothek.

Vermerck ein Lope der abfagung wider derzog Albrecht vntz derzog wolfgang von bairn ze.

¶ In dem 15ten jar der abfagung

Wilhelm hertz zu Eysenberg
 Schenck Jörg hertz zu Limpurg
 Schenck valentin hertz zu Erbach
 Fridrich hertz zu Heusen
 Haimrich hertz zu Wildenfels
 Wangratz schick hertz zu Erweys
 senkirchen
 Jörg von Hofberg
 Jörg von Rosenberg
 Jörg Wiprecht
 Mathens Büchel
 Wilhelm von der Geln
 Fridas von Jedwitz
 Onoffeus von Freyberg
 Fabian von Wallenfels
 Eitfogt von Schwarzenbach
 Albrecht Netthafft
 Hanns Maunier
 Hanns eyel von Roffel
 Zeistam von Schenberg
 Jindze von Lamberg
 Caspar von der Falm
 Eberhart von Halbach
 Willwold von Püding
 Croffel von Reithain
 Ernst von Wallenfels
 Silvester von Schawnberg
 Jörg Wallthaser Thematall
 von Rosenberg
 Martin von Sigkingen
 Hochpfaund Jacob Sigmund
 von Sandzeß
 Jörg von Pach
 Melchior von Pfaffwang
 Megant von Meterspach
 Wolffhemmarter
 Jörg von Rietheim
 Gessl von Epling

Beilage 7. Fehdeanfangung an die Herzöge Albrecht und Wolfgang von Bayern. 1504.
 München, Hofbibliothek. Weller 307.

rechtsabbruche Zeit zur Flucht gelassen. Aber auch diese Vergünstigung bedeutete nur eine kleine Verschiebung des sicher bevorstehenden Todesstreiches. Denn der Gedächte muß alle menschlichen Wohnstätten fliehen, vor menschlichem Angesichte sich verbergen; er muß ein Wild des Waldes werden, um sein Leben zu verlängern, und hat dadurch von seinen Zeitgenossen den Namen „Waldgänger“ erhalten. So schwebt er beständig zwischen Leben und Getödtetwerden. Schleicht er von Hunger oder Heimweh getrieben unter Lebensgefahr im Schutze der Nacht in seine Hütte, zur Gattin, zu den Kindern, so darf sein Eheweib ihn weder aufnehmen noch wiedererkennen noch speisen; denn mit dem Spruche der Nacht ist das Weib von rechtswegen Witwe, und die Kinder des Friedlosen sind Waisen und vaterlos geworden. Seine Wagen müssen ihm jede Beihilfe zu einer Gegenfehde entziehen. Dem Verbannten darf auch kein Freund mehr die Hand drücken, — nur dem halbblinken Hofhund ist es unbenommen, die alte Treue zu beweisen. „Hausen und Hofen“ ist dem Unglücklichen versagt. Ja die strengere Form der Nacht will auch sein Andenken aus der Gemeinde, aus der Rechtsgenossenschaft ausmerzen. Nicht genug, daß in jedem Falle Haus und Hof dem Richter und der Klagepartei zu Eigen fallen; das Vernichten seiner früheren Wohnstätte mit Feuer und Flamme, „mit Brand und Bruch“ fordert die schärfere Fassung des Nachspruches durch Erteilung des sog. „Brandrechtes“ an den Kläger, an die Versammlung der Freien. Ein schrecklicher Feuerstreif am nächtlichen Himmel deutet dem Verstoßenen die Richtung an, wo einst für ihn Hab und Gut, Haus und ein Familienglück gestanden, und in seinem Innern lodert nun das Feuer des Irzsinns auf, das seine letzten Kräfte verzehrt, so daß er vielleicht rasch erlöst und so der blutigen Rachgier seiner Mitmenschen durch den Hungertod entzogen wird.

Ein gutes Stück Mittelalter liegt schon hinter uns! Aus den kleinen Burgflecken der Vorzeit sind wohlgefestigte Städte mit hablichen Bürgerschaften, wohlorganisierten Zünften und weisen Richterkollegien oder Ratsbehörden herausgewachsen. Alle Anzeichen deuten auf einen Wendepunkt

Abb. 38. Gefangener im Stod. Holzschnitt aus: Spiegel der menschlichen Behaltmuß. Basel, B. Richel, 1476.
punkt der bisherigen Kultur und nicht zum wenigsten des alten Rechtslebens. Mit besorgter Miene steht der rechtskundige Schöffe und deutsche Ritter Eise von Reggowe (nachgewiesen 1209—33) Ausschau haltend auf der Zinne der altrichterlichen Hochburg, als hätte er mit dem geschärften Auge eines Sehers in weiter Ferne des Südens die dräuende Hochflut des römischen Rechtes bereits erspäht. Ein zweiter Noah, den die vor der Thüre stehende Wasserflut zur Eile trieb, ihn eine Arche zimmern und darin die zu Paaren getriebenen Arten der lebenden Wesen unterbringen ließ, beeilte sich auch Eise, aus der Vollkraft der Weisungen und des ungeschriebenen altdeutschen Rechtes die Sagungen zu dem festen Gefüge des sog. Sachsenspiegels zusammenzutragen, das dem anschwellenden Einfluß des fremden Rechtes trogen und eine Katastrophe überdauern sollte. Die Furcht des Sammlers, es möchten gleichwohl die Wasser der feindlichen

Flut durch sein nationales Werk sichern und dessen Schätze an echtdeutscher alter Schöffenweisheit verderben, spricht sich in jenem Fluche aus, den er zu Eingang des Sachsenspiegels allen Fälschern des heimatischen Rechtes entgegenschleudert:

„Groz angest get mich an;
ich vorchte sere, daz manich man
diz buch wille meren unde beginne recht verkeren. . . .“
„alle de unrechte varen
unde werben an dissem buche,
den sende ich disse vluche.
und de valsch hir zu scriben,
de miselsucht (Ausfag) müze yn bekliben.“

Mit eifersüchtigem Auge verfolgt Eike von Repgowe die Erfolge des kanonischen Rechtes, in welchem er — und dies mit Grund — schon früh einen Vorläufer und Bahnbrecher des ihm verhassten corpus juris erblickt; er warnt daher, man möge doch das geistliche Recht nicht in die weltlichen Gerichtshöfe sich einfügen lassen. „Es soll niemand unter den geistlichen sagen: Ich bin ein pfaffe, was ist mir umb den keyser oder umb das weltliche gericht; dann o thörichte mann, weistu nit, das alle canones sich lassen deuten mit den legibus?“

Der edle Ritter von Repgowe hatte sich in seiner Furcht nicht getäuscht, wie wir weiterhin

sehen werden; aber auch sein Ruf zur Sammlung der alten Schöffenkraft und Schöffennacht verhallte nicht, ohne noch eine letzte Blüte der alten deutschen Rechtspredung, und zwar in den Richtern und volkstümlichen Gerichten der heiligen westfälischen Feme, heranreifen zu sehen. Und gerade Eikes v. Repgowe gesammeltes Sachsenrecht bot diesem letzten und gesfürchteten krampfhaften Aufbäumen der umstrittenen Schöffenherrlichkeit die Grundlage zur Urteilsprechung.

Mit Gruseln lasen wir in goldener Jugend von jenen heimlichen Sitzungen auf der „roten Erde“, und der Schrecken jener, die am frühen Morgen Gerichtsvorladung oder gar ihr Todesurteil am Burgthor angeschlagen fanden, lebte in unserm Geiste wieder auf. Wie aber das Halbdunkel der Sage vor dem Lichtstrahl der geschichtlichen Forschung seine Reize einbüßt, so hat auch die wissenschaftliche Kritik — auf Grund der Untersuchungen von Werneke, Gaupp, Geisberg und neuestens von Lindner — das Bild der westfälischen Feme derart verändert, daß eine Jugendphantasie darüber ungehalten werden dürfte.

Die Richter der Feme waren zu ihrer Blütezeit geschäftig bemüht, die kaiserlichen Freigerichte

von Karl dem Großen selbst abzuleiten, und die Freischöffen der Geheimgerichte berufen sich in ihrer Schwörformel auf diese Rechtsbelehnung durch den ersten römischen Kaiser deutscher Nation, „wonach sie richten wollen nach Freistuhls Recht, wie es vom Kaiser Karl dem Großen milden Gedächtnisses eingesetzt und vom heiligen Papst Leo bestätigt sei.“ Diesem Stammbaum der Feme stimmt die Geschichte nur zu einem Teile bei. Selbst nach dreißigjährigem Kampfe mit den Sachsen und nach ihrer endlichen Bezwingung war es Karl nur halbwegs gelungen, das altheidnische germanische Rechtsleben der Besiegten und dessen sakrales Beiwerk in neue christliche Formen umzugießen. Ein Teil der altsächsischen Gerichtsordnung verblieb, selbst nachdem das Land in Gaue zerteilt worden, in denen sich Karl durch seine gesandten Grafen auf den Freistühlen der regelmäßig wiederkehrenden Gerichtssammlungen vertreten ließ, wobei über Freiheit und Eigentum, über die Vergehen gegen Glauben und Sitte, wie auch über Auflehnung gegen den neuen Landesherrn abgeurteilt wurde. Wie es in altgermanischer Zeit unter dem Vorſiß des Priesters oder eines princeps geschehen, so versammelten sich die Volksschöffen oder Geschworenen jetzt unter der Führung eines kaiserlichen Gaurichters. Während sich anderswo im Laufe der Zeit unter dem wachsenden Einfluß der Herzöge die Erinnerung an die kaiserliche Belehnung verlor und einem Gewohnheitsrechte Platz machte, hinter welchem für die Gerichtshöfe der deutschen Lande der Einfluß des Kaisers und dessen unmittelbare Verbindung mit Freistuhl und Rechtsprechung zurücktraten, hielten sich in Westfalen die kaiserliche Gerichtsbarkeit und das Bewußtsein ihrer Belehnung in ungeschwächter Weise

aufrecht. Im Namen und im Auftrag des Kaisers übten seit 1352 und besonders seit 1382 die Erzbischöfe von Köln auf den westfälischen Freistühlen kaiserliche Gerichtsbarkeit aus. Als Oberstuhlherr der heiligen Feme hatte der Kölner Erzbischof das kaiserliche Privilegium inne, Freigrafen zu ernennen, diese mit des Kaisers Blutbann zu belehnen oder solche abzusetzen. Er nur oder der Kaiser selbst vermochten dem in die Acht Gesetzten oder Verſemten die Sicherheit des Lebens, den guten Ruf und die Ehre wiederzugeben. Einen Teil dieser Befugnisse konnte der Oberstuhlherr wieder zu Lehen geben, sei es an Personen oder an Städte für einen bestimmten Kreis des Freistuhlgebietes. Diese Belehnnten vergaben ihrerseits wiederum als Stuhlherren oder Patronatspersonen die Freigravschafften. Die Stuhlherrenschaften waren ebenso begehrt wie einträglich: 1391 wurden drei bei Coesfeld gelegene Freistühle mit 1000 schweren rheinischen Goldgulden und 400 guten alten goldenen Schilden oder Schillingen bezahlt, und zwanzig Jahre vorher hatte die Stadt Soest die Freigravschafft Heppen um die für damalige Verhältnisse ungeheuer große Geldsumme von 5600 Gulden erworben. Jeder aufzunehmende adelige Freischöffe mußte dem

Abb. 40. Die beiden Widersacher vor Gericht. Holzschnitt von Hans Baldung Grien (1476—1545). Berlin, Kupferstichkabinett. Eis. 80.

Stuhlherren eine Aufnahmegebühr von einer Mark Goldes entrichten; diese Taxe war für einen Bürgerlichen oder Dienstmann auf eine Mark Silber angesetzt. Die Haupteinkünfte der Stuhlherren bildeten aber die im Femgericht fällig werdenden Sporteln und Ordnungsbusen und zumal die der Verhängung der Acht auf dem Fuße folgenden Pfändungen und Einziehungen von Hab und Gut. Die hohen Ansätze der Gerichtsbusen allein genügen, um augenfällig zu machen, wie einträglich das Amt der Stuhlherren gewesen sein muß; wurde doch zum Beispiel jeder Angeklagte, der dem Aufgebote nicht Folge leistete, mit 66 Goldgulden gebüßt.

Die Freigrafen, vom Kaiser oder durch dessen Statthalter und Stuhlherren belehnt, leiteten das Gericht. Trotz ihres gräflichen Titels rekrutierten sie sich zum großen Teil aus den Freien des Bürger- und Bauernstandes der roten Erde, wohingegen wir

Abb. 41. Darstellung der gebräuchlichsten Strafwerkzeuge. Galgen, Schafott, Marterpfahl, Rad, Richtschwert, Pranger, Besen, Zange, Folterwerkzeuge. Holzschnitt aus: Bambergische Halsgerichtsordnung. Mainz 1508.

im Kreise der Freischöffen noch häufig Ritterbürtige des Reiches antreffen. Auch das Amt des Freigrafen hatte einen goldenen Boden. Jeder ausgenommene Freischöffe zahlte ihm beim Eintritt in das Richterkollegium, „um seinen gräflichen Hut zu bessern“ wie die Formel lautete, 30 Gulden Königspennige. — Da die Zahl der überall im Reiche verstreuten Frei-

schöffen um das Jahr 1450 auf ein gutes Hunderttausend geschätzt wird, läßt sich der Ertrag dieser Aufnahme Gelder leicht abschätzen, wie auch das materielle Interesse, welches die Freigrafen antrieb, eine möglichst zahlreiche Schöffenschar heranzuziehen, hieraus erhellt. Dem Freigrafen fiel auch ein Teil der früher dem Kaiser entrichteten Reichsabgaben von Seite der mit dem Freistuhl verbundenen Hofrechte zu. So bezog der Freigraf von

Soest zu Beginn des 16. Jahrhunderts nebst anderen Naturalabgaben: 8 Scheffel Roggen, 5 Scheffel Gerste, 2 Scheffel Hafer, 1 Fuder Heu, 30 Eier, 20 Hühner u. s. f. Unter der Hand mochte dem Freigrafen manch blanker Gulden zufallen, der in Gestalt des Geldteufels bei ihm vorsprach, um Einfluß auf den Verlauf des Prozesses zu gewinnen; man durfte sich schon etwas kosten lassen, um auf irgend eine Weise aus den Krallen der Feme frei zu werden. Durch die

hierzu nötig werdenden Geschenke, wie andererseits durch die Gierigkeit des Sportelwesens verschlungen diese Gerichte, oder besser ihre Richter, eine Unsumme von Prozeßgeldern, was die Feme nur noch gefürchteter machte. Bitter klagt der deutsche Hochmeister, daß er von einem schwindelhaften Menschen vor die Feme gezogen worden und daß der durch alle Instanzen hindurch geführte Prozeß

ihn 1580 Dukaten und mehr denn 7000 rheinische Gulden gekostet habe, wovon allein der Erzbischof von Köln in seiner Eigenschaft als Stuhlherr an die 1400 Gulden in bar und an Naturalschenkungen erhalten habe. Dieses von Oben erhaltene Beispiel läßt es erklärlich erscheinen, daß neun Freigrafen die Ausstellung eines Dokumentes mit einer Sportel von fünfhundert Gulden belegt haben sollen, wie Bernete zu berichten weiß. —

Jedem freien, ehrlich geborenen Deutschen war die Freischöffenehre erschwänglich, vorausgesetzt, daß kein Makel einer Missethat an seinem Namen klebte, wofür einige Freischöffen als eine Art Eidhelfer Zeugnis einzulegen hatten. Auf diese eidliche Aussage hin wurde der Bewerber auf Geheiß des Freigrafen vor den Femstuhl geführt und „wissend“ gemacht, was in Westfalen selbst zu geschehen hatte. Auf das entblößte rechte Knie muß er sich unbedeckten Hauptes niederlassen; die Hand auf zwei gekreuzte

Schwerter und auf einen daran hängenden Strick legend, spricht er dem Freigrafen im Schöffeneide nach: „daß er die Feme heimlich halten und hüten wolle, vor Sonne und Mond . . . vor Wasser und Feuer, vor jeder Kreatur, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Mann und Weib, vor Freund und Kind, vor Sand und Wind, außer vor dem, der ein Freischöffe sei; daß er alles, was vor die Feme gehöre und ihm zu Ohren komme, vor diesen oder einen andern Freistuhl bringen wolle, und daß er dieses nicht lassen wolle um Liebe noch um Leib, weder um Silber noch um Gold, noch um irgend eines Dinges willen, das Gott geschaffen habe, so wahr ihm Gott helfe und die Heiligen“. Der Eid, mit dem ein Handgeklüßte verbunden war, hieß: ein „gestabter“; um die Hand der aus allen Teilen des Reiches herge-

wehten Bewerber nicht berühren zu müssen — soweit ging damals die Furcht vor ansteckenden Hautkrankheiten —, reichte der Vorsitzende dem Gelobenden das Ende eines kurzen Stabes zum Berühren hin. Jetzt darf der Schleier des Geheimnisvollen von der Feme fallen, und der Neuaufgenommene erfährt nun alle die Heimlichkeiten, die meist nur in der ungeschriebenen Überlieferung fortlebten und daher zum Teil mit der Feme ins Grab gestiegen und für uns verloren gegangen sind. „Stick stein, gras grein“ dieses alliterierende Wortspiel, das der Vorsitzende dem Neuschöffen ins Ohr raunte, soll der Schlüssel der Schöffenheimlichkeit gewesen sein. Lindner ist geneigt, obigen Vers als Überbleibsel des Fem-eides zu deuten; desgleichen das im Sinne noch dunkle Stichwort: „Reinir dor ferweri“, auf welche

Not-Parole angeblich jeder Freischöffe dem andern, selbst gegen den eigenen Vater oder gegen die eigene Mutter, helfend beizuspringen hatte.

So skeptisch

Abb. 42. Gerichtsszene. Holzschnitt aus: Gerichtsordnung. Oppenheim, man sich, gestützt auf die neuesten kritischen Forschungen Lindners, den Femgeheimnissen gegenüber zu verhalten hat und so wenig alte Ansichten über nächtliche Femsitungen u. dgl. mehr aufrecht zu halten sind, — ein Schleier von Heimlichkeit ist doch auf der Feme liegen geblieben. Vielleicht hätte deren letzter Freigraf die Rätsel uns noch lösen können. Er ist aber schweigsam, — wie die in einem Afterleben hinsiechende Feme selbst — im Jahre 1835 verschieden.

„Et grüß ju leve Man
wat fange ji hier an?“

(„Ich grüß Euch lieber Mann, was fanget Ihr hier an?“) redete der eine Freischöffe den andern im Erkennungsgrüße an, worauf die Antwort eines wirklichen Wissenden lauten mußte:

„Allet Glücke kehre in,
wo de Freyscheppen syn!“

(„Alles Glück kehre ein, wo die Freischöffen sind.“)

Abb. 43. Ein Mord. Holzschnitt aus: Petrarca's Trostspiegel. Augsburg, Steyner, 1539.

Bei Tisch hielten die Wissenden die Spitze des Messers gegen den Leib gekehrt als Zeichen der Zugehörigkeit zur Feme. Die Not-Lösung und die sonstigen heimlichen Signale hatten eine Bedeutung über das bloße Zeremoniell hinaus: die Freischöffen waren eidlich zur gefährlichen Aufgabe verpflichtet, an den Verfeimten, gleichviel wo sie diese trafen, das Todesurteil zu vollziehen, wie auch im Verein mit dem Frohnboten die Ladung dem Angeklagten auf die Burg oder in die Wohnung zu bringen — ein Gang, von dem viele Freischöffen und Femboten nicht mehr heimgekehrt sind. Im einen wie im andern Falle dieser gefährlichen Amtserfüllung besaß das Schöffensignal die Zauberkraft — zumal in der spätern Zeit der üppigeren Feme —, daß daraufhin Helfer und richterliche Genossen beisprangen zum Kampfe mit dem rachsüchtigen Vorgeladenen oder mit einem sich zur letzten verzweifelten Wehre anschickenden Geächteten.

Auf die Verlegung des Femeides wie auch auf die Enthüllung der Geheimnisse war die Todesstrafe gesetzt, welcher die bilderreiche Femsprache folgende Fassung gab: „Ein Ples (eine Binde) vor seine Augen, zwei Reißstrick um seinen

Hals, zwei Pfriemen (Dolche) in seinen Nacken geschlagen und ihn an den nächsten Baum gehangen, drei Fuß höher als einen Dieb.“ Das war das Lebensende eines verräterischen oder ungehorsamen Freischöffen.

Begleiten wir die Femschöffen auf das geheime Gericht der uralten Malstatt, so lebt Zug um Zug das Bild des zu Eingang dieser Schilderung gezeichneten altdeutschen peinlichen „Dings“ wieder auf (Abbildungen der Femeverhandlungen fehlen uns), die Abkunft der Feme aus dem heidnisch-germanischen Sachsengerichte in jedem Zuge verratend. Schon die Vorladung vor die Feme, wo eine solche überhaupt erlassen wurde, wie auch der Ladetermin von „zwei Wochen und einem Tage“ oder von „sechs Wochen und drei Tagen“ erinnern an die Citation der alten Zeit. Gelang es den Geladenen, innerhalb dieser Frist mit dem Kläger sich zu vergleichen, so fiel die Anklage nach altem Rechtsgrundsatz hin. Waren Freischöffen in Anklagezustand versetzt, so geschah die wiederholte Vorladung durch vier Freischöffen, das dritte Aufgebot durch sechs Freischöffen unter Führung eines Freigrafen. Sollte aber ein

War schon die Ladung an sich ein halbes Todesurteil, so zeigte die Feme ihren vollen Schrecken in ihren „heimlichen“ Tagungen. Während im „offensbaren Ding“ nach Art des ordentlichen alten Gerichtsganges neben den Schöffen auch der Angeklagte und seine 6—20 Eideshelfer als sogenannter „Umstand“ zur Festsitzung Zutritt fanden,

setzte sich das Gericht der „heimlich beschlossenen Acht“ ausschließlich aus „Wissenden“ oder Freischüssen zusammen. Durch Verweisen der Nichtwissenden aus dem Ringe der Malkatt konnte nach Belieben jede „offenbare“ Tagung in eine „heimliche“ umgewandelt werden; wer sich unbesorgen zum Zeugen dieser Heimlichkeit machte, wurde ergriffen und aufgehängt. Mit Rücksicht darauf verkündet der Femgraf nach stattgehabtem bekannten Einleitungszeremoniel, das mit der Lösung der Vorfragen, in der Spannung der Bank und Vermeldung des Friedens ganz an die gewöhnliche Gerichtsbegehung erinnert: „So thue ich, wie mir hier zu Rechte gefunden und gewiesen ist, und hege und spanne ein Gericht und heilig Ding unter Königsbann einmal, ein andermal, zum drittenmal unter Königsbann, zum viertenmal über Recht unter Königsbann und schliesse diese Königsbank, Statt und Stuhl mit diesen ersten Freien mit Namen . . . und ferner mit allen diesen anderen Freischüssen, wie sich das gebührt mit Recht unter Königsbann, und verbiete einem jeden unwissenden Mann des Königs Statt und Stuhl bei dem Bann und der höchsten Wette (Strafe) nämlich: der Wnd (Weide) und dem

Digitized by Google

nichtwissender von
en, mußte er zum
en auf seiner Scite

geführten Frei-
nichtwissenden" An-
auf eigenen Erfolg
> die Antwort auf
genden lautete von
bei „femwrogigen
auf Tod: „daß man
ingen ihn an einen
mel und Erden".
ischöffe das gefällte
essen Vollstreckung
Stelle.

trog wiederholter
enen und hatte er
s gewährten Auf-

Jahrhundert. Gleichzeit. Holzschnitt aus der Egenolff'schen Dstzin. schubes, den sogenannten „Königstag“
Stricke.“ Entblößten Hauptes, das Gesicht un-
verhüllt, und unbewaffneter Hand stehen die
Freischöffen im Kreise auf der Malstatt, die sie
vor Schluß des Gerichtes ohne erlangten Urlaub
unter einer „Wette“ von 60 Schillingen nicht ver-
lassen dürfen. Die ordentliche Gerichtszeit setzte
um 9 Uhr morgens ein und ging in der Nacht
mittagsstunde zu Ende, „wenn die Sonne am
Höchsten gewesen“. Auch die Urteiler der Feme
sollen nüchtern sein und erst nach gefälligem Ur-
teil sich Speise und Trunk gönnen. Der Kläger
bringt mit Hilfe eines Freischöffen oder „Vor-
sprechers“ die Klage vor, oder es haben fernwei-
sende Kläger durch einen „Nachbrief“, der ohne
Rasur und Fehler geschrieben und von zwei Frei-
schöffen besiegelt sein muß, einen Stellvertreter
mit der Klagführung beauftragt. War die Klage
als „femwrogig“, d. h. als einschlägige Gerichts-
sache erkannt, folgten der Anklage rasch Umfrage
bei den Schöffen und Aburteilung des Falles.
Leugnete der Angeklagte, so trat, wie beim alten
deutschen Anklageproceß, ein Beweisverfahren in
die Lücke. Dem angeklagten Freischöffen half in
der älteren Praxis sein alleiniger Reinigungseid
heraus. Später behielt er nur dann die Ober-
hand, wenn er mit Hilfe seine Eideshelfer die
Gegenpartei und ihre Eidesstimmen überbieten

verstreichen lassen, erging das „Vollgericht“
über ihn. Der Kläger trat vor den Femrichter,
beschwor seine Klage, indem er die Schwörfinger
auf das Schwert legte, und ebenso thaten je
zu Dreien seine mitgebrachten Eideshelfer. Und
wie der Eidschwur der letzten Eideshelfer ver-
klungen, erhebt sich der Femrichter und holt zum
schauerlichen Spruche der Verfemung aus: „Da
nun vor mir verklagt, verfolgt und verwunnen ist
N. N., den ich um seiner Bosheit und Missethat
willen habe heischen und laden lassen nach Frei-
stuhls Recht, und da er so in der Bosheit verhärtet
ist, daß er nicht Ehre noch Rechtes pflegen will
und das höchste Gericht des heiligen Reiches ver-
schmäht, so verfehme und verföhre ich ihn hier
von königlicher Gewalt und Macht wegen, als
Recht ist und Königsbann gebietet und ausweist,
und nehme ihn aus dem Frieden, dem Rechte und
der Freiheit, wie die Päpste und Kaiser gesetzt
und bestätigt haben und ferner alle Fürsten,
Herren, Ritter und Knechte, Schöffen und Freien
beschworen haben in dem Lande zu Westfalen,
und setze ihn aus allem Frieden und Freiheiten
und Rechten in Königsbann und Wette, und in
den höchsten Unfrieden und Ungnade und mache
ihn unwürdig, rechtlos, friedenlos, ehrlos, sicher-
los, mistätig, sempflichtig, leiblos, also daß man

mit ihm thun mag, als man mit einen andern
 versetzten und verführten Manne thut. Und er
 soll forthin keines Rechtes genießen noch gebrau-
 chen; und er soll keine Freiheit und Geleit ferner
 haben noch gebrauchen in keinen Schlössern noch
 Städten, außer an geweihten Orten. Und ich
 vermaledeie hier sein Fleisch und Blut, auf daß
 es nimmer zur Erde bestattet werde, der Wind
 ihn verwehe, die Krähen, Raben und Tiere in der
 Luft ihn verführen und vermehren. und ich weise

Unter diesen Worten warf der Freigraf den
 Weidenstrang über sich weg aus dem „Ding“, und
 zugleich spieen alle Freischöffen aus, geradeso
 wie sie thaten, wenn einer wirklich durch die Feme
 gehängt wurde. Dann bot der Freigraf alle
 Schöffen und Ritter auf, bei dem geleisteten Eide
 den Versetzten an den nächsten Baum aufzu-
 hängen, wo immer der Verurteilte ihnen zustößen
 möchte, und diese heilige Pflicht ihres Amtes nicht
 zu lassen mehr um Risiko noch um Leid noch um

Abb. 47. Verkündung des Urteils. Holzschnitt aus: Bambergische Halsgerichtsordnung. Mainz 1508.

streckung des Todesurteils anhalten, wenn der Verurteilte irgendwo in seine Hände fiel. Wo der Kläger oder drei und mehr Freischöffen den Verurteilten trafen, knüpften sie ihn an den nächsten Baum und steckten ein Messer in den Stamm zum Zeichen, daß hier die Feme ihr Urteil vollzogen. Trotz alledem war die Feme oft milder als der ihr vorangehende Ruf. Die Freigrafen hatten es mit der Fällung der „letzten schweren Sentenz“ nicht immer so eilig, als die Femregel verlangte: das Vollgericht wurde bisweilen von einem Termin auf den anderen verschoben. Konnte einerseits der Verurteilte durch Appellation beim König für sich bisweilen doch noch etwas erhoffen, so kam es eben so gut vor, daß am Gedächten das Todesurteil gar nicht vollzogen wurde, wenn er so glücklich war, seinem Gegner nie mehr zu begegnen; auch waren drei bis vier Freischöffen

nicht stets beisammen, um sich seiner zu bemächtigen, und ein Einzelner mußte sich nicht heranzwagen. Daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts bei Verurteilung Verurteilter bereits eine mildere Praxis Platz gegriffen, ersehen wir daraus, daß Kaiser und Könige einzelnen Städten in Bezeugung besonderer Gunst das Vorrecht verliehen, Gedächte aufzunehmen. So wurde u. a. schon im Jahre 1379 durch König Wenzel der Stadt Baden (Schweiz) zugleich mit dem eigenen Blutbann dieses Vorrecht zuteil, wie überhaupt Badeorte stets als Freistätten gegolten haben.

So lange die Feme nur als Gericht des westfälischen Bodens in Geltung war, kannte das übrige Gebiet Mitteleuropas ihren Schrecken mehr nach dem Hörensagen. Da gab Karl IV. im Jahre 1371 für Westfalen einen Sicherheitsbrief aus, der dem Segen eines Landfriedens

gleichsam und um den viele deutsche Landesteile die „rote Erde“ beneideten; wurden ja darin alle Kirchen und Friedhöfe für gesetzliche Freistätten erklärt; der Pflug mit den Pferden und zwei Begleitern, ferner alle Kaufleute, Pilger und Reisenden sollten sicher auf westfälischem Boden ihres Weges ziehen. Wer ihren Frieden störte, den sollte man nach dem kaiserlichen Willen in „des Reiches und des Landes, da es geschieht, Acht und Feme tun“. Ein solcher, befahl der Kaiser, solle „rechtslos sein, heimlich und öffentlich; frei möge man ihn ergreifen; nirgends solle er friedlich und sicher sein; jeder solle dazu helfen, wenn er geheißen werde bei des Reiches und des Königs Bann; seine Lehen seien dem Herrn verfallen.

Allen Fürsten, geistlichen und weltlichen Herren, allen Freigrafen und Freischöffen, Rittern, Knechten und Städten gebiete er, daß sie den, der dies Recht verlege, hängen sollen.“ (Wernecke)

Daß das übrige Deutschland die Ausdehnung und die Vorteile dieses Landfriedens auch für sich herbeiwünschte, war ganz im Sinne der westfälischen Stuhlherren und Freischöffen gelegen; eine Ausdehnung ihrer Gerichtsbarkeit über Alldeutschland mußte doch gewaltig das Ansehen der Feme und der Femrichter steigern; noch mehr: mit dieser Aufschwung und Vervielfachen der Femgerichtsälle wuchsen in gleichem Verhältnis die materiellen Vorteile, das Jahreseinkommen und die Sportelgelder für die Stuhlherren wie zu Gunsten

der Freigrafen und Freischöffen. „Wissender zu werden“ galt nun als ein Sport, den sich ehrfurchtige, gutgestellte und angesehene Männer im ganzen Reiche herum leisteten, so daß ihre Zahl Legion wurde, und dies alles wiederum zu Gunsten der Privatkassen der Stuhlherren und Freigrafen auf Grund der hohen Aufnahmetaxen. So umzog der Freischöffenbund mit tausendmaschigem Netze die deutschen Gauen. Bald aber wurde man sich mit Schrecken bewußt, daß man dieser Geister von Femrichtern, die mit dem Landfrieden herbeigerufen worden, nicht mehr leichter Hand frei werde. Die eigenen Richter und Gerichte des Landes verloren an Ansehen und Würde durch

die Allgewalt und äußeren Erfolge der durch rücksichtslosen Rechtsgang und rasches Handeln imponierenden „fremden“ Gerichte. Die Freischöffen im Lande herum, wie auch die Inhaber ihrer Gunst, pochten mit guter Hoffnung und mit rachsüchtiger Zuversicht auf den Schutz der westfälischen Geme, wenn der Prozeßgegner sich nicht so gleich beugte oder wenn das Landgericht nicht mit dem gewünschten Entscheide zu Willen war. Hiervon weiß auch eine Reihe schweizerischer Urkunden zu erzählen, und aus jeder Seite kann man herauslesen, wie lästig und bemühend die Existenz dieser fremden Gerichte von den einheimischen Richtern empfunden wurde. Viele Schweizer

varen im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts von den selbstsüchtigen Freigrafen in den westfälischen Schöffenzünden aufgenommen worden, und so mehrten sich auch die urkundlich verbürgten Fälle, wo ein einzelner mit rosigiger Hartnäckigkeit, ohne nur den endgültigen Entscheid des heimatlischen Richters vollends abzuwarten, bei der Geme Klage führte über Vergewaltigung oder Rechtsverweigerung und so mit Schöffengunst und Geld in Westfalen einen Rechtspruch erwirkte, der sämtliche Gegner schonungslos dem Strange der Freischöffen preisgab, wie z. B. auf die Klage des Freischöffen Meister Steinmetz 1495 durch Femspruch alle über 18 Jahre alten Mannspersonen des Hochgerichtes Balthensburg in Graubünden geächtet und der Rache des Gegners preisgegeben wurden. Und für Konrad Beniger als „wissenden Benossen“ der Geme war es in seinem Erbschafts-

handel vom Jahre 1463 gegen die Stadt Sankt Gallen schon ein halber Sieg, daß sich der Rat der Stadt jahrelang mit seinem Gegner vor den Freistählen Westfalens herumschlagen mußte. So wurden Feme und Freischöffen zur Landplage, welche prozeßlüchtige Leute großzog, den ordentlichen Landgerichten Hohn sprach und für Intriguen und Rachezüge aller Art zum Nährboden wurde. Gleich den alten Orten der Eidgenossenschaft, suchten auch die süd- und mitteldeutschen Städte und Reichsteile gegen die Verführung mit diesen „auswärtigen“ verhassten Gerichten, wie sie genannt werden, sich zu wehren, indem sie entweder der Vorladung nach Westfalen durch gütliche Vergleichung mit dem Kläger zuvorkamen oder sich durch den Urfehde-Schwur die verbriefteste Zusage geben ließen, daß der vom Landesgericht Abgeurteilte oder aus Strafe und Haft Entlassene Verzicht leiste, bei „fremden, geistlichen oder weltlichen heimlichen Gerichten“ vorstellig zu werden oder den Rechtsfall wieder aufzugreifen. Zeitweilig erlassene Verbote an die Unterthanen, dem Freischöffenbunde beizutreten oder das Femgericht anzurufen, scheinen wenig gefruchtet zu haben. Bern schlug den übrigen Schweizerstädten sogar vor, ein gemeinsames Gesetz zu erlassen, das die Zuhilfenahme der westfälischen Feme mit einer Strafe von 100 Gulden belegen sollte. In der That vermochte nur ein vereintes Vorgehen aller in Mitleidenschaft gezogenen Städte und Landesteile den Mißbräuchen der Femgerichte beizukommen. Es traten daher schon im Jahre 1436 die elßässischen und süddeutschen Städte unter Zugung schweizerischer Abgeordneter zur gemeinsamen Abwehr gegen die übergreifenden westfälischen Gerichte beratend zusammen. Die gute Folge dieser Verhandlungen und Protestvereinigung war die unter dem Namen „Arnsberger Reformation“ durch Kaiser Sigismund vorgenommene Revision der Femartikel.

War diesen Anläufen zum Trost die Macht der

Gerichtsordnung der Graueschafft Nassau.

In Worms crucis Seba-
stianus Wagner.

Abb. 50. Titelblatt der Gerichtsordnung von Nassau. Holzschnitt vom Meister des Schöffer'schen Livius. Worms, Wagner, 1535.

Feme um die Wende des 15. Jahrhunderts noch nicht völlig gebrochen, so hatte sie doch gerade so wie die Schöffenrechtsprechung der ordentlichen mittelalterlichen Gerichte den Zenith der Lebensfähigkeit bereits überstiegen, und es ging damit allmählich abwärts; wie ein abgeirrtes Stück altdeutschen Gerichtslebens nimmt sich die Feme inmitten des hereinflutenden Fremdenstromes der römischen Juristen und Doktoren utriusque aus, denen zum Trost sie die Schöffenweisheit des Sachsenspiegels hochhält, in Form und Zeremoniell das Bild des altgermanischen Dings festbannt und so Altertum, Mittelzeit und die neue Ara umschlingt.

Auf diese Weise hatten das mittelalterliche Gerichtsleben und Schöffentum vor ihrem Absterben dank der mächtig um sich greifenden Feme nochmals Gelegenheit erhalten aufzuleben. Als

Abb. 51. Rathaus mit Halle. Holzschnitt aus: Livius, Römische Historien. Mainz, J. Schöffer, 1523.

dann aber zu Beginn des 16. Jahrhunderts der Kräftezerfall unleugbar zu Tage trat, war ihr Siechtum nur eine Teilerscheinung des Krankheitsbildes, das in der gesamten erlöschenden Schöffenherrlichkeit des ausgehenden Mittelalters uns entgegentritt.

Es war, als hätte schon die erwähnte Aufzeichnung der mittelalterlichen Sagungen in den Rechtsspiegeln besagen wollen, das deutsche Schöffennamt sei greisenhaft, gedächtnis- und altersschwach geworden. In der That griff der Urteiler des ausgehenden Mittelalters auffallend gierig nach dieser Stütze, damit verratend, wie mühsam und beschwerlich der Gerichtsgang ihm falle. Im Laufe der Jahrhunderte hatte eben das Heer der Schöffen eine Überfülle der Weis-tümer und gefundenen Urteile in die Welt gebracht, die nun bleischwer der Amtsführung angingen. Jede Stadt und jeder Freistuhl besaßen außer den ordentlichen Rechtsbüchern eine Sammlung eigener „Statuta“ civilrichterlicher oder strafrechtlicher Natur. Diese immer größere Zersplitterung trug zum Zusammenbruch des alten Rechtsganges bei. Es war symptomatisch, daß dem Schöffen bereits schon eine gewisse Bücherweisheit anhaften mußte, sollte er sich in der Urteils-fällung zurechtfinden, so daß mitleidige Zeitgenossen, wie ein Johannes von Brunn, ein Wurm, ein Theodorich von Bocksdorf mit Handweiser und Compendien beisprangen, um dem Schöffen unter die Arme zu greifen. Diese Krücken waren zum Teil aber schon aus dem Holze fremden, römischen Rechtes geschnitten worden. Letzteres hatte in langjähriger Entwicklung — zumal in der Spielart des kanonischen Rechtes — seine Fangarme in die geschichtliche Entwicklung der Einrichtungen der Stämme und der Nationen

eingehängt, nicht zwar in der reinen Form Justinianischer Fassung, wohl aber in der von den Jung-Glossatoren besorgten Anpassung an die fortschreitende Kultur. So kam es im 15. Jahrhundert zu einem Ringen der alten Urteilsfindung mit den fertig gegebenen, zur Anwendung ein-ladenden Formeln des „neuen“ Rechtes. Hier selbstherrliche Rechtsfindung, hier autoritatives Gesetzbuch — und bald tobte der Kampf um die Lösung: Freischöffe oder Gerichtsbeamter, Laien-richter oder Jurist. An der Schwelle erlahmender Rechtsfindung und erstarkender Reception des fremden Rechtes um das Jahr 1400 steht als Vermittler der „richterliche Klagspiegel“, den späterhin Sebastian Brant „durchsichtigt“ wiederum herausgegeben hat. Das Rechtsbuch zeigt hinter der deutschsprachigen Maske heimischen Rechtes bereits das feingeschnittene Gesicht des künftigen gelehrten Richters und Juristen. Kriminalrecht und Zivilprozeß regelt er nach kaiserlichem Recht, „damit die Finsternis der Unwissenheit hingelegt und das gemeine Recht offen-bar werde.“ Damit schuf der Klagspiegel aber nicht bloß dem Schöffentum eine Durchsichtigkeit der Rechtsmaterie, sondern vermehrte zugleich die Autorität und Hochachtung, die man nun einmal jedem geschriebenen Rechte zulegte. Ein Gefühl der Unsicherheit gegenüber dem einheimischen Rechte hatte sich bereits breiten Schichten des Volkes mitgeteilt. Es versöhnte die große Menge, daß das römische wie auch das kanonische Recht die Willkür und die Vorrechte der Ritterschaft nicht anerkannten, und dies allein hätte genügt, das fremde Recht in die Sympathien der aufstrebenden, immer bildungsfreundlicheren und selbständigeren Bürgerschaft einzuführen. Die immer häufigere Kunst des Lesens befähigte das

**Abb. 52. Titelblatt zu: C. Brant, Elogspiegel. Holzschnitt von H. Burgkmair.
Augsburg, Steyner, 1536.**

Volk, das elastische Rechtssprechen der Schöffen zu vergleichen mit der im „Klagspiegel“ und in der übrigen volkstümlichen Rechtsliteratur verzeichneten Richtschnur des mundgerecht gemachten fremden Gesetzes. Der Vergleich fiel nicht zu Gunsten der abgeirrten, halberdrückten Schöffenweise aus. Die streitenden Parteien selbst drängten die alten Urteiler, nach „Kaiserrecht“ — wie man das fremde Recht auch nannte — oder nach dem „päpstlichen Prozeßgange“ zu richten; waren sie nicht willig, so war mit Leichtigkeit ein des neuen Rechtes Kundiger gefunden, mit dessen Hilfe der Prozeß außerhalb des Schöffenamtes beglichen werden konnte. Vor die Lebensfrage gestellt, riefen die Schöffen selbst diejenigen zur Hilfe und Beratung herbei, die der alten Rechtsordnung dann

das Grab geschaufelt haben — die römischen Juristen und Prokuratoren. Das war für diese ein gefundenes Essen: nichts leichter, als die Schöffen durch den Zwiespalt der Rechtsanwendung in Verwirrung und Verlegenheit zu bringen, die Herbeirufung auszunutzen, um durch einen prompten Entscheid, durch ein bländiges, klares Gutachten zu imponieren, die Überlegenheit über die armen Schöffen zu erweisen! Das alles nicht zur Verbesserung des allgemein schwindenden Zutrauens zu den Schöffengerichten. Ebenso langsam als dieser Zeretzungsprozeß des Schöffentums vollzog sich auch die Bildung des eigentlichen Richterstandes; die Wurzeln dieses Produkts reichen zurück zu den Strömungen der mittelalterlichen Rechtsaufzeichnungen. Letztere hatten

**Ein kurtz begriffen ordnung vñ vnder
weysung: zu beschirmen vnd hand-
len ein itzliche sache ym rechte:
nach dem nützlichsten vñ
kurtzsten: auß Geblüch
vñ nñ kaiserlichen na**

schon im Ausgange des 13. Jahrhunderts ein Bedürfnis nach gelehrten Gerichtschreibern und Kanzlern wachgerufen. Die Städte griffen in der Not zur Bestellung eines eigenen Stadtschreibers und Rechtsberaternen, der nicht bloß das Urteil stipulierte, sondern auch auf die Rechtssprechung selbst immer mehr Einfluß gewann. Mit Vorliebe oder auch mangels geeigneter Laien wurden in älterer Zeit zu Geistliche erwählt, die schon durch ihr Bestudium mit dem römischen oder doch kanonischen Rechte vertraut waren.

Einen weiteren Markstein auf dem Wege zur Ausbildung eines eigentlichen Richterstandes Deutschland bezeichnen die höfischen Richter, als Urteiler und Berater im bereits genannten eigentlichen Hofgerichte saßen. Wie erwähnt hatte erst der Große den Grundstock zu dieser Art künftigen Richterstandes gelegt, indem er die sonst wechselnden Nachindurgen oder Beisitzer des altwaischen „Ding“ zu ständigen Beamten machte. Auf diese Weise verloren sie schon früh ihre enge Bindung mit dem Volke und zugleich ihre Volksnähe. Sie begleiteten den König auf seinem Richtsgang im Lande herum und sind auch als Berater bei der Rechtssprechung auf der Hofburg. Die persönliche Untauglichkeit einzelner wie auch die Vernachlässigung des Reiches auf Seite jener Kaiser, die entweder in den Dienst des Kreuzes sich gestellt oder mit Italien liebgehandelt, mehrten den Einfluß dieser richterlichen

Beilage 9. Hamburger Rechtspflege im 15. Jahrhundert. Rechts an der Wand halten der Vogt und zwei Richter öffentliches, sogenanntes „Straßenrecht“. Der Ermordete liegt in einem abgedeckten Sarg, zu Häupten der Fron mit dem Schwert. Links der Vogt mit zwei Richtern auf einer Dingbank, vor ihnen mit entblößtem Haupt die Fürsprecher. Am Fuße des einem Laubenschlag gleichenden Prangers (Kraak) oder Wandkäfigs findet eine Aus-
stülpung, oben im Gehäuse eine Ausstellung statt. Hinter dem vergitterten Fenster in des Büttels Haus ein Gefangener im Stock. Daneben eine Here, die Zwirnsfaden in die Gestalt des sogenannten Drudenfußes zu bringen sucht. Miniatur aus dem Hamburger Stadtrecht 1497. Hamburg, Staatsarchiv.

33

Hofbeamten, die sich zwischen den obersten Rechtssprecher und das rechts- und schuttsuchende Volk einkeilten und so leicht auf die abschüssige Bahn bestechlicher Höflinge gerieten. Vom besten Streben geleitet, legte Kaiser Friedrich II. um 1235 die ganze Machtfülle des obersten Richters in die Hand des „*justiciarius*“ oder Hofrichters, der im Namen des Kaisers und mit gleicher Autorität wie dieser richtet. Nur Freie und Männer von Ansehen sollen zu diesem Amte erwählt werden; ihr Einkommen ist näher bestimmt; sie sollen wenigstens ein Jahr im Amte verbleiben und verpflichten sich eidlich, gewissenhaft zu richten und den Parteien jederzeit, ausgenommen Sonntage und Festzeiten, Gehör zu geben. Einen festen Amtssitz hatte aber auch der Hofrichter nicht; er folgte dem Könige auf dessen Rundgängen im Reiche herum; war der Kaiser landesabwesend, so wurde auch die Gerichtsbarkeit des Hofrichters unterbrochen, so daß die vielbeklagten Schäden der kaiser- und rechtlosen Zeiten nach wie vor begründet waren. Wechsel auf dem Thron führten jeweilen auch zur Neubestellung dieses Richterskollegiums, indem jeder neugewählte Herrscher nach seiner Neigung aus dem Schoße seiner adeligen Bekannten die Wahl traf. Dem Hofrichter stand ein Hofgerichtsschreiber zur Seite, dem die Abfassung des Urteils, die Ausfertigung der Urkunden wie auch die Führung des Präjudizienbuches und der Aktegreister unterstellt waren.

Am sichersten und schnellsten gelangten die Parteien zum gewünschten Urteilspruch, wenn sie mit vollen Händen an das Hofgericht kamen. „Man kauft um gelt was man wil“ lautete die Berichterstattung eines Gesandten, der vom Hofe aus durch diese lakonische Wendung seiner Behörde den sichersten Weg zur Rechtserwirkung anwies. Wie Otto Franklin in seinem grundlegenden Werke: „Das Reichshofgericht im Mittelalter“ an verschiedenen Stellen nachweist, waren die Könige nicht weniger als die Hofrichter Schenkungen zugänglich, so daß 1418 ein Abgesandter der Stadt Frankfurt dem Räte berichtet, „er möge doch erwägen, wie wichtig es sei, dem König reiche Gaben zu senden; die Nürnberger schenkten immer mehr als andere und seien deshalb allmächtig.“ Die Könige sahen sich meistens in der Lage, auf



Abb. 54. Die ungleiche Wage der Iustitia.
Holzschnitt eines unbekannten Meisters 1580.
München, Kupferstichkabinett.

Fällung ihrer leeren Privatkassen bedacht zu sein; die Hofbeamten ihrerseits wurden zu solchen Zeiten kaiserlicher Finanzknechte in der Zustellung der nicht immer fetten Gehälter hintenangehalten. Immer und immer kehren die Klagen der Städte und Parteien über Rechtsverschleppung von Seite der Hofrichter wieder. Diese „Lagerung und Unfruchtbarkeit“ hat ein traurig klingendes mittelhochdeutsches Sprichwort über die Rechtssprechung hervorgerufen: „vil geld kurze Zyt — wenig geld lange Zyt.“ Wochenlang mußte die Partei am Hofe harren, bis sie sich vom Gericht eine schriftliche Weisung und die erbetene Auskunft erwirken konnte. Der Verfasser der „*informatio ex speculo Saxoniae*“ klagt bitterlich, daß das Hofgericht die Rechtsfachen, zumal die armer Leute, lasse „dar ligen x, xi oder xx jare so lange dat

Abb. 55. Bestechung eines Notars durch Geld. Holzschnitt aus:
 Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg,
 J. Bäumler, 1479.

se sterben.“ So mußten Unbemittelte zum Voraus sich des kostspieligen Versuches begeben, am Hofe Urteil und Recht zu finden, und viele, die schon Geld darauf verwendet, den Rechtsgang einzuleiten, zogen, durch die hohen Kosten zurückgeschreckt, unverrichteter Dinge wieder heim. Jede einfache Citation mußte mit einigen Gulden bezahlt werden; die Ausfertigung eines Urteils kostete hundert Gulden, bisweilen deren Mehrfaches; die bloße Zulassung zur Appellation wurde mit fünfzig Gulden Kanzleigebühren berechnet. Die Partei mußte einen höfischen Solicitator mit jährlicher fester Besoldung anstellen; dazu kamen noch die Gelder für Bestechung, die Zulagen zur Anfeuerung und Förderung des Gerichtsweges und seines günstigen Ausgangs. 1417 berichtet ein Stadtbote aus Frankfurt an seine Vorgesetzte, Graf Günther von Schwarzburg sei Hofrichter, der Rat von Frankfurt möge sich darnach richten! Und bald hernach weiß der Geschäftsträger seine frühere Meldung dahin zu ergänzen, der Graf habe erklärt, er wolle den Frankfurtern schon zu Recht helfen, wenn sie „im einen schandche bedent, als dann in iren und in sinen eren were“.

Bereits oben ließ die Darstellung den geistlichen Richter und sein canonisches Recht als weitere Vermittler und Bindeglieder in der neuen Phase des sich entwickelnden Rechtslebens durch-

blicken. Mit Recht; denn wenn auch die geistlichen Richter und deren Gerichte und Aussprüche von Anfang an einen Sonderweg durchlaufen haben, so blieb den Geistlichen als ältesten Trägern der gelehrten Rechtsprechung doch ein bedeutsamer Einfluß auf den bürgerlichen Richter und weltlichen Rechtsgang eingeräumt. Was die dominierende Stellung des Klerus und seine Übergriffe in weltliche Handel nicht zum Voraus zu Stande brachten, das ergänzte der Einfluß des in weltlichen Ämtern eingeweihten oder zur Rechtsprechung und richterlichen Begutachtung eingeladenen Geis-

lichen. Als Anwälte, Notare, städtische und fürstliche Berichtschreiber, Räte und Kanzleivorsteher, insbesondere aber in ihrer Eigenschaft als Vorsitzende der Schiedsgerichte und Appellationshöfe entwickelten die Geistlichen eine rege richterliche Thätigkeit, damit als die Ersten eine Brücke über die Kluft germanischer und romanischer Rechtsprechung schlagend. Die von Seite der Kirche immer häufiger erhobene Anklage auf „Ketzerei“ und „Beherung“ schmuggelte mit dem römischen Inquisitionsproceß zugleich die Tortur auf deutschen Boden. So bot sich eine erwünschte und auch reichlich ausgenützte Veranlassung, in geistlichen „Ketzerei“-proceß so gut wie in weltlichen Schiedsgerichten den nationalen Ring des deutschen Rechtes zu brechen. Vor dem geistlichen Schiedsrichter beugten sich die Schöffen- und Volksgerichte als vor dem Urteilsprache einer höhern Instanz. Wo der Laienrichter im verwickelten Rechtsfalle sich nicht mehr Rat weiß, greift er zum ebenso bequemen als folgenschweren Mittel, die Parteien zu gütlichem oder richterlichem Ausgleich einem geistlichen Schiedsrichter zu überweisen. Eines so schmeichelhaften Auftrages mag sich der geistliche Schiedsrichter um so schneidiger entledigt haben, als neben der verwirrten und verdunkelten Schöffen- und Laienweisheit das Licht seiner gelehrten Rechtsprechung nur noch heller leuchtete und geeignet war, sowohl

dem canonischen oder römischen Rechtssprechen als auch dem klerikalen Einflusse in den Volksmassen immer mehr Sympathien zu erobern. So konnte denn schon im Jahre 1311 zu Halberstadt, zum ersten male auf deutschem Boden, nach dem Schutte des römischen Proceßverfahrens Recht gesprochen werden. Damit wird die Bahn mäßig frei. Vorerst sind es nur vereinzelte Kunstausdrücke römischer Herkunft, die man neben die deutsche Bezeichnung gesetzt wissen will. Sie wachsen dann bald zu Artikeln und Citaten aus, neben denen die angestammte urdeutsche Fassung noch verbleiben darf, um dann endlich dem fremden Rechtsstoff ganz das Feld zu räumen. Wie wir sehen werden, verfließt aber gleichwohl noch geraume Zeit, bis die zählebigen Schöffen und Volksrichter den Richterstab sich entreißen lassen, der immer unbehaglicheren Situation und dem fremden Wortschwall endlich weichen, die Umwandlung der niedern Gerichte zur vollzogenen Thatsache machen und so den Schlussstein der Reception des römischen Rechtes besiegeln. Viel rascher trat die Zersetzung in den höhern Gerichtsstufen zutage, zum großen Teil wiederum auf Grund geistlicher Mithilfe. Als Obmännern der fürstlichen und adeligen Schiedsgerichte und ihrer Kanzleien bot sich den Geistlichen reichliche Gelegenheit, auf die Gefinnung der beistehenden fürstlichen Räte einzuwirken, bis hinauf zum allerhöchsten Reichskammergericht.

Dieser Einfluß der höhern Geistlichkeit an den deutschen Höfen, der anschwellende Zuzug von Intelligenzen, wie auch die gesamte geistige Bewegung des ausgehenden Mittelalters bedingten, daß besonders auch im Kreise der Hofrichter der Übergang vom heimtlichen alten zum römischen Rechte einen stets berebtern Ausdruck fand. Vorerst — und zwar noch zu Beginn des 15. Jahrhunderts — bewegt sich das im Hofgerichte gebräuchliche Verfahren in den althergebrachten Formen des deutschen Proceßganges, trotz der immer zahl-

reicher eindringenden gelehrten Juristen, mit denen die Reihe der zum mittelalterlichen Ritteradel gehörenden höfischen Richter bereits durchsetzt ist. Dann verlor sich allmählich die strenge alte Fassung mit „Frage und Umfrage“, indem öfter die alleinige Entscheidung dem Königspruch anheimgegeben wurde. Hierbei bedurfte der Kaiser des gelehrten Beirates geistlicher und weltlicher Rechtskenner, zumal der an Universitäten gebildeten römischen Juristen, die es verstanden, ihre Mitwirkung zu noch größerem Einfluß auszudehnen. So kam es, daß schon unter Kaiser Albrecht II. das Richterkollegium des Hofes dauernd aus Ritttern und gelehrtem Juristenwolf gebildet war; das Übergewicht des letztern begann zu Tage zu treten, als zu Kaiser Sigismunds Zeit (um 1430) bereits eine Anzahl Streitfälle nach dem fremden — kanonischen oder römischen — Rechte entschieden wurde.

Dieser keineswegs schroffe Übergang, der noch lange das — auch unserer Gegenwart bekannte — Nebeneinander von nichtgelehrten Geschworenen und graduierten Richtern und Juristen duldete, zog immerhin eine einschneidende Umwälzung mit sich. Mit dem Aufsaugen des römischen Rechtes auf deutschem Boden nehmen die Rechtssprechungen den Namen: Gerichte an, die Urteiler — Beistehender wie Obmann — den Titel: Richter. Das mittelalterliche Zeitalter des vorherrschend

mündlichen und ungelehrten Proceßverfahrens bricht ab, und es öffnet sich die Aera der Akten, der schriftlichen Prozesse.

Auf so verschiedenen feinverzweigten Pfaden ist das fremde Recht auf deutsches Gebiet eingeschoben, mit dem heimatlichen Rechtsstoffe sich, soweit thunlich, verschwisternd und wie ein Milchbruder zu jahrhundertlanger Verträglichkeit verwachsend. Mit Recht nennt Stölzel in seiner verdienstvollen rechtsgeschichtlichen Untersuchung: „Die Entwicklung des gelehrten Richtertums in deutschen Territorien“ diesen Übergang „einen der wunderbarsten Akte, die je im Geistesleben eines Volkes sich vollzogen haben.“ —

Unter diesen Voraussetzungen und Bedingungen konnte es geschehen, daß das Friedensgeläute, das im Jahre 1495 im Namen Maximilians I. dem Reiche den „ewigen Landfrieden“ ankündigte, zugleich den volkstümlicheren „Richtern“ und Geschworenen der altersschwachen Mittelzeit zur Sterbeglocke wurde. Die Lummelweide wilder altdeutscher Rechtsitte, das Faustrecht und der Fehdegang waren bereits vom Landfrieden in Acht und Bann gethan. Noch erhob die Feme ihr trotziges Haupt, vor welche noch im Jahre 1471 der Kaiser zur Verantwortung geladen worden. In der Achteklärung durch den Landfrieden war nun aber

Abb. 58. Gerichtsfigung im 16. Jahrhundert. Holzschnitt von Joß Himman (1539—1591). Nürnberg, Germ. Museum. A. 37.

auch für die geheime Feme die Remessiß mit dem Reichsschwerte eingetreten, um das gefürchtete und verhasste Medusenhaupt abzuschneiden. Zu diesem Schlage holte der Kaiser auf Betreiben der Stände und der deutschen Städte selbst aus, indem er nach langen Reformversuchen das alte wandernde und unzulängliche Hofgericht zum Reichskammergericht umgestaltete. Als gleichzeitige Frucht des Landfriedens am 7. August 1495 in endgültiger Fassung und Gesetzeskraft beschlossen und eingesetzt, bedeutete dasselbe für Reich und Recht eine Errungenschaft. Die Nomadenzeit des obersten Gerichtshofes hatte aufgehört; die kaiserlichen Kammerrichter bildeten den höchsten Gerichtsrat am Kaiserhofe mit

ständigem Sitze im Reiche und dauernder Anstellung der gelehrten und adeligen Richter und Weiszer. Damit hatten die Femrichter und die sesshaften Gerichte Westfalens einen höchsten Gegner mit ebenbürtiger Ausrüstung erhalten; das Volk wußte nun auch, wo sich die Gerechtigkeit zum Rechtspruch und Rechtsschutz niederlassen, und gewann Vertrauen; statt der Waffen entschied nunmehr eine Landesbehörde unter den streitenden Parteien; Rechtsverweigerungen paßten nicht mehr in die neue Zeit, die durch das Übergewicht des fremden Rechtes sich angekündet. Jetzt, wo der fremde Juristenschwarm Königs- hof und deutsches Reich überzieht, muß notwen- digerweise auch jenes ausländischen Gewächses

gedacht werden, das in der Form der Folter aus Alt-Rom und in der Gestalt des Inquisitors und Herenrichters aus Neu-Rom kommend auch auf deutschem Boden wucherte. Mit dem Erblassen der heimlich gefärbten Rechtsprechung verloren auch die Reinigungsseide und Gottesurteile Kraft und Ansehen als Beweismittel der Schuld oder Unschuld. Je näher die Kirche ihrem Ziele kam, die gesamte mittelalterliche Rechtsordnung ihrer Obergewalt unterzustellen, ein je breiterer Strom gelehrter Doktoren des kanonischen und römischen Rechts aus den fremden Universitäten über Deutschlands Grenzen flutete, desto näher rückte auch das grinsende Gespenst der Peinlichkeit, der Tortur, bis diese in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts zugleich mit dem kanonischen Rechtsgang die Herrschaft sich erobert hatte.

Der treuen Begleiterin der Inquisition, der Folter, hatten die kirchlichen Richter den Weg gebahnt, hier gegen den Zweikampf eifernd, dort Ordalien zu Gunsten des fremden Erpressungsmittels niedertretend. Der offensichtliche Mißbrauch, der sich in diese heimlichen Eidesformen eingeschlichen hatte, kam den Inquisitoren zu statten. Auch andere Momente waren ihrem Kampfe förderlich: Knechte und Unfreie waren von altersher vom Eidrecht ausgeschlossen, ja nicht einmal das Ordal des Zweikampfes war auf diese anwendbar. Es war daher schon in der *lex salica* ein Präjudiz des Torturverfahrens geschaffen: der Knecht oder Leibeigene wurde so lange geprügelt, bis er ein Geständnis ablegte. Gleichwie im fernern Verlaufe der Kanonik das römische Recht hinter sich her zog, so trat neben den kirchlichen Rechtsgang auch das römische Gerichtsverfahren, und so stand auch alsbald die antike Folter auf deutschem Boden. Einstweilen der obersten kirchlichen Billigung noch entbehrend, war die Folter vorerst der Liebling eifriger Regerrichter; nachdem ihre Anwendung immer mehr die weltliche Gerichtsordnung durchsickert hatte, erhielt sie zum Abschluß ihres Siegeslaufes auch noch durch Papst Innocenz IV. die höchste gesetzliche Anerkennung.

Über die Verwendung der Folter im weltlichen Gerichtsgange läßt sich die *Bamberger Halsgerichtsordnung* vom Jahre 1507, die Mutter

der zum Reichsgesetz erhobenen sog. *Carolina*, folgendermaßen aus: „So der Argwohn und Verdacht einer geklagten und verneinten Mißhandlung für beweisend angenommen oder bewiesen erkannt wird, so soll dem Ankläger auf sein Begehren alsdann ein Tag zu peinlicher Frage ernannt werden. Item, so man dann den Gefangenen peinlich fragen will, soll derselb zuvor in Gegenwartigkeit des Richters, zweier des Gerichts und des Gerichtsschreibers fleißiglich zu Rede gehalten werden, mit Worten, die nach Gelegenheit der Person und Sachen zu weiterer Erfahrung der Übelthat oder Argwohnigkeit allerbest dienen mögen, auch mit Bedrängung der Marter besprochen werden, ob er der beschuldigten Mißthat bekenntlich sey oder nicht, und was der alsdann bekennt oder vermeint, soll aufgeschrieben werden“.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte hier noch der Nachweis erbracht werden, daß die

Abb. 60. Peinliches Fragen. Links Folterung durch Brennen. Im Hintergrund Abhacken der Hand. Holzschnitt aus: Tengler, *Laienpiegel*. Mainz, Schöffer, 1508.

Rohheit erhält eine sprechende Illustration in folgendem Beispiele aus dem Gerichtsverfahren des 17. Jahrhunderts unter Bischof Heinrich Julius von Halberstadt-Braunschweig anlaßlich einer rebellischen Bewegung der Braunschweiger Bürger gegen ihren geistlichen Herrn:

„Sie (die in der Folterkammer anwesenden Glieder des peinlichen Gerichts) tranken einander fleißig zu, daß sie auch so toll und voll wurden, daß sie einestheils eingeschlafen. Etwan in die dritte Woche kamen sie wieder und als sie nun in solcher Trunkenheit ihr gefasstes Muthlein ziemlichermaßen ausgeschüttet, seyn sie für diesmal davon gegangen. Zum dritten male bin ich abermal in die peinliche Kammer gebracht u. s. w. und Hans Saub war so trunken und voll, daß er beim Tisch einschlief, und wann er hörte, daß ich etwas härter sprach, so wachte er auf und weistete mit den Fingern, sagend: Meister Peter, hinan, hinan mit dem Schelm und Stadtverräther, und wenn er solches gesagt,

Tortur in empörendster und unsinnigster Weise zur Schädigung der Menschenwürde und zum Hohne der Vernunft mißbraucht worden ist. Ein Seitenblick auf einen beliebigen Hexenprozeß ergiebt mit erschreckender Durchsichtigkeit, daß das den Opfern erpreßte Maß blödsinniger Selbstanklage im geraden Verhältnis steht zur Zahl der Folteraufzüge und zum Gewicht der angehängten Tortursteine. Die bei der Folterung auf Seite der Inquisitoren an den Tag gelegte nichtswürdige

schloß er wieder ein vor Trunkenheit. Ingleichen sofften die andern tapfer auch herum Wein und Bier, und wurden aus Trunkenheit und sonst so verbittert, daß nicht zu sagen“. (Scheible, Schaltjahr I, 361).

Die Folterkammer konnte naturgemäß des frommen Apparates nicht entbehren und wurde mit einem religiösen Charakter umkleidet, der jeden Verdacht, jede Regung und Einrede gegen dieses häßliche Treiben abschneiden mußte. Der

Freitag als Sterbetag des Heilandes galt den Inquisitionsmönchen als fruchtbarer Erntetag, wohl in Erinnerung, daß an diesem Tage durch den Opfertod Christi die Hölle und ihre Einflüsse bezwungen worden. Von den Tageszeiten, an denen die Angelusglocke ertönte, versprach man sich auch mehr denn sonst, hatte ja nach weiterverbreitetem Glauben die geweihte Gebetsglocke die

len. Wie die hier beigegebenen, authentischen Quellen entnommenen bildlichen Darstellungen der Tortur satzsam zeigen, sollten die „herkömmlichen“ Arten indessen doch ausgereicht haben. Zu diesen gehören: Das Zerdehnen und Ausrenken der Gliedmaßen durch Aufzug an der „Chorda“, durch Spannen des Leibes mittelst der Haspel oder durch Anhängen von Gewicht-

nackten Leib. Schmerzlicher war noch das Einspannen in den Daumenstock, in die Beinschrauben oder „spanischen Stiefel“, wobei so lange zuge-
dreht wurde, bis Blut floss oder bis die Schraube auf zerbrochenen und zermalnten Knochen auf-
stand. Oder dann das Anlegen „peinlicher“ Klei-
dungsstücke, z. B. der „pommerschen Mütze“, welche
den Kopf zusammenpreßte, des „Halsstragens“,
des „Leibgürtels“, eines mit Eisenstacheln besetzten
Korsetts, in welches die Büste der Angeklagten

hineingezwängt
wurde. Daran er-
innert auch die
umstrittene, einer
heimlichen Hinrich-
tung gleichkom-
mende Anwendung
der sogenannten
„eisernen Jung-
frau“, dieser an-
scheinend einer
Madonnenstatue
nachgebildeten Ei-
senhülle, deren flas-
cheliger Hohlraum
die Unglückliche zu
einem schauerlichen
Sterben umfängen
haben soll. Der
„Bock“, ein in
scharfer Schneide
auslaufender Holz-
block, auf welchen
die „Hexe“ rittlings
gesetzt wurde, so
daß zufolge des
eigenen Körperge-
wichtes die scharfe

Kante des Blockes tief in den entblößten weib-
lichen Damm und Schamteil sich einschneit, da
durch gleichzeitiges erzwungenes Spreizen der
Beine jeder andere Stützpunkt entzogen ward. Noch
heute wird im Rathause der Stadt Zug ein solcher
Marterblock vorgezeigt. Zur Verschärfung der
Tortur wurde der Angeklagte unter den Achsel-
höhlen oder auch am ganzen Körper mit Fackeln
angebrannt, oder es wurden stechende Insekten

an den bloßen Leib gesetzt oder eine Mause ein-
schließende Schüssel auf den nackten Bauch ge-
bunden, Nase und Mund mit ungelöschtem Kalk
gefüllt, die Mundhöhle mit der federnden sog.
eisernen „Birne“ ausgesperrt und wie diese aus-
gedachten Qualen alle heißen.

Nach dem Muster des kirchlichen Inquisitions-
verfahrens fanden, wie erwähnt, Tortur und pein-
liche Frage Eingang und Verwendung im rein
weltlichen Malefiz- und Gerichtsverfahren wie

auch im gemischten
Reger- und Heger-
prozeß. „Der ge-
rechte Folterband“
betitelt sich eine im
Jahre 1710 in
Bern von Rudolph
von Baldkirch
herausgegebene
„rechtliche und
gründliche Anwei-
sung und Under-
suchung, Ob, Wie
und Wann eine
Christliche Obrig-
keit, die verdächti-
gen Maleficanten
könne und solle
Peinlich befragen“.
Vollgutmeinenden
Strebens nach
Gerechtigkeit will
Baldkirch jene
Gerichtspersonen,
„die mit solchen
peinlichen Hän-
deln, Ampts- oder
Noth halben um-
-

Abb. 63. Folterung durch Strecken. Holzschnitt aus: *Damhondere, Praxis rerum criminalium*. Antwerpen 1554.

gehen müssen, und aber doch keine erforder-
liche Wissenschaft des Rechts besitzen,“ anwei-
sen zu einem „gerechten, mäßigen und zuver-
lässigen Gebrauch der Tortur, sintemalen dem
Publico sehr viel daran gelegen“. Hierbei wird
den Richtern auch ins Gewissen geredet, sie möchten
„die Tortur keineswegs allzu geschwind noch auf-
gar keine oder doch unerhebliche Anzeige vor-
nehmen“. „Noch mehr aber ist er (der Richter)

verbind:

uns zu
ian bey
xen und
achen
Dau:
die
in diese
Stieffel,
ne, dar:
in die
t, und
welche
welches
gereitelt
.. An
rden die
ter den
an an:
Fackeln
leine in
ter die
nn auch

reis
fols

Abb. 65. Folterungskammer mit kartenspielenden Peinigern. Kpfr. von
Jan Lupfen 1592. München, Kupferstichkabinet.

5*

vermuthet wird, daß die Person mit Zauberey unempfindlich gemacht worden, pflegen ihnen die Henker alle Haar an dem Leib fleißig abzuschälen, auch zuweilen ein sonderbar darzu verfertigtes Hemdb anzulegen."

Daß diese Anweisung der „Gerechten Folterbank“ nicht bloß einen akademischen Wert beanspruchen könne, sondern im Gegentheil ganz dem Verfahren des praktischen Gerichtsweges der weltlichen Inquisition entsprach, zeigt folgender aus hundert gleichzeitigen herausgerissene Fall. Im Jahre 1690 wurde in Bern die des Hochverrates angeklagte unglückliche Patrizierin Perregaux zur Folterbank gebracht und ihr zugleich angedroht, man werde sie durch angespannte Pferde bei lebendigem Leibe zerreißen lassen. Vorerst wurden die Daumen in die Schraube gepreßt, so daß Blut hervorquoll und die Fingernägel sich ablösten. Nachdem die dabei erhaltenen Wunden leidlich geheilt, wurde die Verfolgte in einem ferneren Torturgang mit auf den Rücken gebundenen Händen aufgezogen. Bei der ersten „Seilung“ waren die Füße mit einem Steine belastet, der 20 Pfund wog; beim zweiten Aufzug wurde das Gewicht auf 50 Pfund erhöht; endlich legte man zur Mehrung der Qualen Draht in den

Erreichung eines Geständnisses den Qualen erliegen, war der Grund, daß man von weiterer Tortur abstand; denn sie war so schwach, daß man ihr während eines Monats die Nahrung wie einem Kinde reichen mußte. (Nach A. Wyssard: „Eine Berner Patrizierin des 17. Jahrhunderts.“) — Das auf der Folter Bekannte („Vergicht“) soll nun nach der Tortur vom Angeklagten „auch gütlich ad Bancum Juris“ bestätigt werden. „Derohalben, wann der Gefangene sich wiederumb mag erhohlet und die erlittene Schmerzen in etwas vergesen haben, etwan am zweyten oder dritten Tag hernach, solle man ihn in die Büttelstuben, oder in ein ander Gemach, außerhalb dem Folterplatz hervor führen, ihm seine gethane Vergicht vorlesen und fragen, ob er darauf beständig verharre und solche hiemit gütlich wolte wiederholet und bestätigt haben?

Wann er nun nach der zweyten oder dritten Tortur die Vergicht ad Bancum juris ratificiert, pflegt man einen Notarium und Zeugen darzu zu nehmen, die diß Ratification anhören und in dem darüber vom Notario aufgerichteten Instrument attestieren; welchem nach die Execution vor sich geht, ungeachtet alles ferneren Längnens. So er sie aber bey diesem drittenmal auch wieder

revociert, kan er nicht exequirt werden, es seye dan sach, daß er nach der Hand überwiesen werde. Wann 2, 3 oder mehr Mithafften gefangen sind, pflegt man mit der peinlichen Frag den Anfang zu machen bey denen, die am schwächsten und also leichter zur Bekannntniß zu bringen sind, als: Weiber, oder Minderjährige, oder sonsten der Forchtssamere, oder auch bey dem, der am meisten graviert ist; außer diesem aber giltet es gleich, bey welchem der Anfang gemacht werde."

"Die Folterung solle vorgenommen werden am morgen, dieweilen der Gefangene noch nüchtern ist; nicht aber, wann der Magen gespenset, weilen leichtlich ein vomitus daraus erfolget. Also, wann solche bey nacht vorgenommen wird, solle es vor dem Nachtessen geschehen. Auch sollte diese Folterung nicht allzulang währen, wie etliche Examinatoren den bösen Gebrauch haben, die billlicher Hencker seyn sollten, ja, diese an Härtigkeit übertreffen. Ein Mensch kan in einer halben Stund ganz genug gemartert werden. So sollen auch in einem Tag nicht zwei unterschiedene Folterungen vorgenommen, sondern den armen Leuthen respiration gelassen werden, damit sie nicht gar darunter erligen".

Unter denen, welche ihrer Würde und Stellung wegen nicht auf die Folter gebracht werden sollen, nennt Waldfkirch: „Graduierte Persohnen, als: Doctores, Licentiati, Professores und Advocati. Angesehen solche Leuthe denen vom Adel und den Rittern gleich geschäzet und alle, deren Freyheiten Mit-Genossen sind. Wie dann insonderheit die Doctores und Licentiati juris, obschon sie von Geburt nicht Edel sind, in den hohen Stifften in Teutschland und in dem Kayserlichen Cammer-Gericht, dahin sonsten nur Edels Leuth kommen können, zugelassen werden." Es sollen auch verschont bleiben „Weiber und Kindbetterinnen, so lange die sechs Wochen währen, damit der Unschuldigen Leibs-Frucht und Kind kein Schaden und Verletzung zugefügt werde. Doch ist einem Weib, die sich für schwangere dargiebet, darumb nicht gleich zu glauben, sondern

sie solle durch 1 bis 3 verständige und geschworene Weiber visitiert werden. . . . Doch kan man ihnen den Hencker vorstellen ohne Angriff. Also einer Säugamme wird gleichfalls mit der Folter geschonet, biß man eine andere haben oder das Kind entwehnen kan."

So finden wir in diesen Ausführungen Waldfkirchs bereits Züge einer menschlicheren und wenigstens teilweise milderen Anwendung der Folter, die vorteilhaft von der überlieferten Praxis vieler Inquisitionsprozesse absteht, bei welchen häufig vorkam, daß in guter Hoffnung gehende Weiber mit ihrer Leibesfrucht auf dem Feuerstoß ihr Leben lassen mußten. Und wie oft wurden nicht gerade leibliche Gebrechen und Krankheiten als Ausflüsse dämonischer Be-



denen Rechtsprechung selbst an der Hand festgegebener Normen das Urteil formt, statt wie früher hierbei lediglich auf ein Produkt der Schöffenweisheit sich abzustellen. Nicht mehr bloß aus dem Schatze der eigenen Erfahrung oder aus dem in mündlicher Überlieferung weitergetragenen Rechtsbewußtsein schöpft der neue Richter, sondern er hat auf dem äußeren Wege des Autoritätsglaubens durch den Universitätslehrer den Rechtshalt erhalten, den er nun im einzelnen Falle mit der Praxis in Fühlung zu bringen hat. Was die gleichzeitig sich entwickelnde moderne Staatsverfassung im Großen

Abb. 68. Notar in seinem Pult verpflichtet zwei Sesselschreiber.
Holzschnitt aus: Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens.
Augsburg, Bämker, 1479.

herung gedeutet und mit Folter und Fackel geahndet!

Das — wie eben gezeigt — mit der Einführung der Tortur innig verknüpfte Auftreten dieser kirchlichen Inquisitoren würde um so mehr zu einer näheren Betrachtung ihrer Thätigkeit auf deutschem Boden berechtigen, als jene in ihrer Doppelrolle als Keger- und Hexenrichter in der Kultur- und Rechtsgeschichte tiefeinschneidende Spuren hinterlassen haben. Wenn wir gleichwohl an dieser Stelle nicht näher darauf eingehen, geschieht dies mit Rücksicht auf unsere gesonderte Bearbeitung dieses Themas, die unter dem Titel: „Hexenwahn und Aberglauben“ einen späteren Band dieser „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte“ bilden wird. —

Wir haben oben den weltlichen deutschen Richter in dem Augenblicke verlassen, wo er als Vertreter der beginnenden Neuzeit im Begriffe steht, unter der formalen Autorität des geschriebenen und speziell des römischen Rechtes die getrennten Funktionen der mittelalterlichen Richter und Urteiler in eine Person zusammenfließen zu lassen, wobei der Richter in gebun-

den, sehen wir bei diesem Teil, beim Richteramt, im Kleinen: es ist ein Auffaugen der bisher zerstreuten Funktionen durch ein Zentrum; und so ist denn auch bald der Schöffe zum bloßen Berater des selbst urteilenden Richters herabgesunken.

In ähnlicher Weise wie die Schöffen, diese gebornen Freunde des protokollarisch-mündlichen Verfahrens vor den neuzeitlichen Beamten und Anwälten, als den Freunden der Schriftlichkeit, das Feld räumen, haben auch der mittelalterliche Schulmagister und Kanzler, „Pfaffe“ die in

Abb. 69. Notar und Advokat vor dem Richter. Holzschnitt aus:
Rodericus Zamorensis, Spiegel des menschlichen Lebens. Augsburg,
Bämker, 1479.

der alten Rechtsperiode innegehabten städtischen Amtsstellen als Ratsnotare, Gerichtsschreiber, Urkunden- oder Protocollführer bei der Bewegung eingebüßt, zufolge welcher Mutterwitz und richterlicher Naturverstand dem akademischen, angelernten Fachwissen des Juristen weichen mußten. Durch die offene Thüre der oben erwähnten Begutachtungen, Appellationen und Anfragen an Schiedsrichter und namentlich an Rechtsfakultäten zogen mit der gelehrten Rechtsprechung die

Altenversendung und die Lateinsprache in das alte Rechtsleben und mählig auch in die niedern Stadtgerichte und Landgerichte ein. Selbst die erstinstanzlichen Volks- und Schöffengerichte bekamen den Umschwung zu fühlen, indem ihrer alten Autonomie durch irgend einen Fakultäts-Entscheid oder durch den aufstrebenden Einfluß der Doktoren oder juristisch gebildeten Obmänner nahegetreten wurde. Jahr für Jahr bildeten ja nunmehr die Rechtsschulen der fremden und

einheimischen Universitäten eine stattliche Zahl von Rechtsdoktoren und Juristen aus. Das im 11. Jahrhundert in Italien auflebende Rechtsstudium hatte eine Reihe von Universitäten ins Leben gerufen, in deren Lehrzielen das römische und canonische Recht im Vordergrund standen. In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts treffen wir in Padua, Bologna, Perugia, später auch in Paris und anderswo bereits vereinzelt deutsche Studenten, die — wenngleich vorerst bloß zur

Stütze ihres canonischen Rechtsstudiums — schon römisches Recht hören. Im 16. Jahrhundert ist der Besuch auswärtiger Rechtsschulen — und zwar jetzt direkt des römischen Rechts wegen — allgemein geworden. Neben vereinzelt armen Stipendiaten sind es noch vorherrschend die Söhne von Magistraten und Patriziern, die sich die Kosten und den Luxus des fremden Studiums leisten; zum Lohne dafür winken ihnen aber auch fette amtliche Richterstellen an fürstlichen Ge-

richten oberer Instanz oder an gleichwertigen höhern Stadtgerichten und in den Ratstollegien. Die auf heimatischen Universitäten gebildeten Juristen dagegen müssen mit den verbleibenden, meist niedern richterlichen Stellen sich bescheiden, sofern überhaupt an Gerichten unterer Instanz das gelehrte Richtertum schon durchsichern konnte. In bezeichnender Weise erhalten nunmehr die neuzeitlich gebildeten Richter den Beinamen „gelehrte“, wogegen die im Volksrecht aufge-

wachsenen Schöffen als „weise“, die Weisger aus bürgerlichem Stande als „ehrsame“, die richterlichen Vertreter aus dem Adel als „ehrenfesten“ tituliert werden. Die übliche Anrede: an das „feste, ehrenhafte, gelehrte und weise“ Richtercollegium läßt die Analyse seiner Qualitäten als Ritterbürtige, Bürger, Gelehrte des römischen Rechts und einfache Schöffen durchblicken. Unter den „gelehrten“ Richtern und Juristen steigen wiederum die *doctores juris utriusque* zu „hochgelehrten“ herauf,



Abb. 71. Notar nimmt am Krankenbett ein Testament auf. Holzschnitt aus: Petrarca's Trostspiegel. Augsburg, Stegner, 1539.

während die Magistri, Licentiaten und die Nichtgraduierten „wohlgelehrte“ oder bloß „gelehrte“ heißen. —

Die fremden Rechtsschulen übten noch in anderer Weise einen Einfluß auf die Rechtsentwicklung auf deutschem Boden aus, indem sie die einheimischen Fakultäten mit Rechtslehrern, mit Legisten und Canonisten speisten, wenigstens in der ersten Gründungszeit der deutschen Universitäten; so in Basel, Freiburg i. B., Wien, Tübingen u. s. f. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Für diese Zeit, die in fast allen Zweigen des öffentlichen Lebens die mittelalterliche klerikale Machtstellung noch in Blüte sah, ist nicht verwunderlich, daß auch die Lehrstühle des römischen Rechts bis Ende des 15. Jahrhunderts sozusagen ausnahmslos, so gut wie jene des canonischen Rechts, von geistlichen Professoren gepachtet waren; ist doch sogar im Jahre 1482 erst nach langem Kampfe auf der Universität Heidelberg endlich ein Laie dazu gekommen, Professor der Medicin zu werden! Die Ablösung des römischen Rechts von der geistlichen Professur und dessen Übergang

in weltliche Hände geschah hier und dort auf mittelbaren Wege in der Weise, daß dieses Lehrfach als Nebendisziplin der mit ihr geistes- und bildungsverwandten Artistenfacultät, — nach heutigem Sprachgebrauch also der philologisch-philosophischen Abteilung — überbunden wurde. — In der Regel bezogen die frühesten Dekretisten und Legisten eine fast ebenso gute Besoldung wie die Lehrer der theologischen Fakultät, eine um ein wenig bessere als die der Medicinprofessoren, aber das Doppelte bis Dreifache der Artisten. In der Folge wurden die fremden Rechtslehrer an den deutschen Universitäten durch den eigenen gelehrten Nachwuchs ersetzt. Unterdessen sind nun auch die Studierenden bürgerlich-weltlichen Standes im Rechtsstudium mit den Vertretern des Adels und des Klerus in einen Wettlauf eingetreten, ja in der beginnenden Neuzeit haben sich erstere im Zahlenverhältnis rasch zur Mehrheit ausgebildet, wofür Stölzel eine Reihe interessanter statistischer Belege zu erbringen vermag.

So sehen wir ganze Scharen, zum teil mit staatlichen Unterstützungsgeldern auf die Univer-

städten ziehen, dort das Studium der freien Künste durchlaufen, die Ehren des Baccalaureates und der Magisterwürde sich holen, nachher in das zehnjährige juristische Berufsstudium eintreten, um so nach 6—8 jährigem Universitätsleben — vielleicht jetzt schon mit der Würde eines Doctor utriusque gekrönt — ihre Dienste der Vaterstadt oder dem weiteren Staate widmen. Die Doctores bilden die Spizen der Gerichtsbeamten; wir finden sie wieder als fürstliche Räte, als Stadt- und Ratsschreiber, als Gesandte im politischen Staatsdienste, als Beisitzer im Reichskammergericht oder als Rechtslehrer auf einer Hochschule.

Wer es bloß zum Baccalaureat oder zum Licentiat gebracht, der findet in freier oder halbamtlicher Stellung als juristischer Berater, als Fürsprecher oder Gerichtsschreiber in kleinen Städten sein Auskommen, oder er wendet sich dem Notariate zu, welches nur ein beschränkteres Maß juristischen Wissens verlangte. Die aber ohne jede Auszeichnung, mit nur bruchweisem Studiengang von der Hochschule abprangen, die waren gerade gut, die verschrieene Klasse der halbgelehrten Rabulisten und verschmitzten Prokuratoren zu bilden. —

Die Frage, welche Aufnahme dieser gelehrten und halbgelehrten weltlichen Richter und Juristen auf deutschem Boden im Volke hatte, wird am besten in einem kurzen Rundgang durch die Kritik und Litteratur der Volkschriftsteller jener Zeit beantwortet.

Vor der Thatfache

stehend, daß bei der Dunscheitigkeit der mittelalterlichen Stammesrechte und Weistümer auch die Zeit vor der Reception des römischen Rechtes die Wohlthat einer einheitlichen nationalen Rechtsprechung nicht gekannt oder gekostet hat, muß es einigermaßen überraschen, daß ungezählte Stimmen der Zeitgenossen die Aufnahme des römischen Rechtes als eine antinationale Aktion auspielten, noch mehr, daß eine solche Gegnerschaft gerade in Humanistenkreisen Wurzel fassen konnte, wo doch schon damals die Humanisten oder Poeten im Verein mit den Juristen als Träger der neuen und neuzeit-

Abb. 72. Notar und Schreiber verkündigen in Gegenwart von zwei Schöffen ein Testament. Kpfr. 1607. Berlin, Reichspostmuseum.

Der Procurator.

Ich procurir vor dem Gericht/
Und oft ein böse sach verſicht/
Durch Loie falſche liſt vnd renc.
Durch auffzug auffſatz vnd einſclend/
Darmit ichs Recht auffziehen thu:
Schlecht aber zuletzt vnglück zu
Daß mein Parthey ligt vnterm gaul
Hab ich doch oft gefüllt beutl vnd maul.

Abb. 73. Der Procurator. Holzschnitt von J. Amman aus: Beschreibung aller Stände. Frankfurt 1568. A. 231. 15. lichen Bildung galten, während die Theologen und Artisten die mittelalterliche Zeitrichtung verkörperten. Auch mußte man annehmen, daß die damals noch nicht abgebrochene Kette der „römischen Kaiser deutscher Nation“ ihre moralische Macht und historische Aufgabe der Überleitung und Vermittlung auch noch zu gunsten einer freundlichen Aufnahme des römischen Rechts auf deutschem Boden habe wirken lassen. Und doch wurde der auf das römische Recht gegründete Stand der Richter und Juristen von drei Seiten scheelen Auges, ja voller Mißtrauen und mit feindseligen Kundgebungen empfangen: von den deutschen Humanisten und Volksschriftstellern, von

dem niedern Volke oder kleinem Manne, insbesondere vom Bauer, und — wenigstens anfanglich — von Seite der Reformatoren. Der deutsche Humanist sah mit vornehmer Geringschätzung auf den Rechtsgelehrten wie auf einen Rabulisten herab; deren Autoritätenstolz war ihm zum Ekel. Die Humanisten, die frei vom Zwange überlieferter Fesseln ihre religiöse Erkenntnis „auf die ungetrübte Quelle des reinen Evangeliums“ abstellen wollten, verurteilten und haßten auch jenen Formalismus und Dogmatismus, der mit spitzfindigen Quästionen und weitläufigen Deduktionen der Rechtsgelehrten die Urquelle Justinianischer Gesetzgebung, das reine „corpus juris“ umspinnen hatte. Und in den Doktoren „utriusque“ erkannten ja die Humanisten die Nachtreter der geistesverwandten scholastischen Methode. Hatten klagt bitter über die Juristen, die mit ihren Kommentaren das sonst durchsichtige Studium in Dunst und Finsternis gehüllt, so daß der Autor als um so klassischer gelte und um so gefeierter sei, je mehr er es verstände, über die Pandekten Dunkelheit und finstere Nacht auszugießen.

Der Haß der Humanisten dehnte sich sogar auf Justinian und die ersten Kommentare seines Gesetzbuches aus; deren Studium war ihnen ein Gift, daher der Wahrspruch — „Accursianum absinthium bibere“ — als sarkastische Umschreibung für Rechtsstudium. Dessen Gebiet war ihnen eine Wüste ohne Dase, ein steiniger, unfruchtbarer Boden, auf dem die Muse mit dem Füllhorn antikklassischer Gaben sich nicht heimisch fühlen könne. Auf ähnliche Weise begossen die Poeten mit giftiger Satire auch das Latein des corpus juris, das ihren Anforderungen nach reiner Klassizität kein Genügen bot.

Bedenken und Gründe anderer Natur brachten dem römischen Rechte und Richterstande in dem kleinen Manne, im Bauer einen zweiten Gegner ein. Es lag ja eine hundertjährige Rechtsübung, aufgeweckt von Geschlecht zu Geschlecht, im deutschen Volke. Nun war scheinbar ohne Vermittlung das heimische Recht einem fremden geopfert, in welchem sich der Bauer nicht zurecht fand. Zwischen das angestammte natürliche Rechtsgefühl des kleinen Mannes und die von ihm nachgesuchte Rechtsprechung trat nun auf einmal ein

Stand, dem der Ruf vorausging, daß er gelehrt und fremd in Form und Sprache, hochmütig und gewinnstüchtig im Auftreten und in seinen Zielen sei. Bedächtig im Umformen und mißtrauisch gegen Neuerungen, besonders wo es galt, Nationales gegen Fremdes einzutauschen, fand der unzufriedene Bauer bald Gründe und Bundesgenossen zum Schimpfen auf Juristen und hergebrachtes Recht. Die oberen Schichten dieses verhassten Standes der Richter und Rechtslehrer neigten ihre weisen Häupter zustimmend den Regenten, ihren Wünschen und Bedürfnissen zu und empfingen dafür die selbstverständliche materielle und moralische Stütze und Begünstigung durch die „Großen“; die Hefe des damaligen Juristenstandes hingegen, die Prokuratoren und Rabulisten dienten einem anderen Extrem, hielten sich nahe mit dem Volke zusammen, was wiederum wenig geeignet war, die Vorurteile oder die mehr oder weniger berechnete schlechte Meinung über sie zu verbessern. Ihre Bildung war häufig ungenügend und stümperhaft, ein Mangel, den eine dänkelhafte Zungenfertigkeit doch nicht ganz auszugleichen vermochte. So mußten notwendig Bloßstellungen und Irrtümer in der Rechtsführung unterlaufen, die dem Volke wohl nicht ganz entgingen. Zumeist der in seiner Bedeutung abgeschwächte und durch die neuen Rechtskundigen kalt gestellte Schöffenstand hielt ein wachsames und lichtempfindliches Auge offen für derartige Verstöße und nützte diese Blößen geschäftig aus, um der Menge der Ungebildeten den Nachweis zu leisten, daß es sich unter dem nationalen Rechte der Schöffen und bei der Instanz des alten Rechtsganges doch besser habe leben lassen als unter dem mächtig gewordenen römischen Herrenrecht.

Zum Überfluß fehlte es auch nicht an einflußreichen Stimmen angesehener Prediger und volkstümlicher Literaten, die bei jeder ergreifbaren Gelegenheit Feder und Zunge dazu benützten, den Stand der Juristen zu geißeln und dessen Fehler und Schwächen ans Licht zu ziehen. Etwas Eifersucht mag auch hier im Spiele gewesen sein; gleich den Humanisten sind auch die Prediger durch das rasche Aufkommen des neuen Standes gereizt und nervös geworden. Daß eben dieselben Juristen dem Klerus das Szepter der weltlichen

Rechtsordnung behende abgenommen und dessen Einfluß auf das kanonische Gericht beschränkt hatte, wurde ihnen auch nicht so leicht vergessen. Die Ausfälle des Humanisten und Satirikers Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff“, auf dem er auch einen Schwarm ungerechter Richter fährt, ergänzt der berühmte Straßburger Prediger Seiler von Kaisersberg mit folgendem Kommentar:

„Das ander Narren Geschwarm ist von ungerechten Richteren, gefügten Narren, Naht Narren, bösen Rähten und unbillichen Richtern. Damit man aber nicht etwann ein mißgriff thun und den gerechten mit dem ungerechten verdamme, soll man sie an den sieben nachuolgenden Narrenschellen erkennen, welche gemeinlich die böse und unbillichen Richter haben anhangen.

1) Die erst Schell ist; Richten denjenigen, der

ihm nicht unterworfen ist, als wann der Davor den Pfaffen will vrtheilen.

2) Die ander Schell ist, von heimlichen und verborgenen dingen vrtheilen, welches jm Gott der Herr allein hat vorbehalten.

3) Die Dritt Schell ist, vrtheilen ohn richtliche proceß und ordnung, seitenmal niemands verurtheilet oder verdammet wirdt, er seye dann zuvor in einem öffentlichen gericht aller seiner missthat vnd handlungen oberwisen worden, oder das er sich freiwillig, ohn peinliche frag und richtliche proceß, aller mißhandlung schuldig geben hab.

4) Die Vierdte Schell ist, von wegen des Gewinns und Gelts ein vrtheil fellen. Diß steht keinem Richter zu, das er das Recht Gericht verkauffe. Dann wie Anthon sagt: Ein richter der da Gelt nimmp das er Richte oder nicht, Richte gleich falsch oder Richte recht, so begeht er eine todsünde.

5) Die Fünfft Schell ist, ein vrtheil fellen allein auß geringen und vngründlichen mutmassungen und keinen gnugsamen und sonderlichen bewahrungen. Es hat Gott der Herr die Sodomiter nicht schlechtlich wollen vrtheilen, Als er von irem lasterhafften leben höret, welches er doch alles zuvor wisset, sonder sucht sie erst durch seine Engel sichtbarlich daheim vnd warnet sie. Daher der hohe Priester Melchisedes spricht: Erkundiget alle ding mit höchstem fleiß, damit ihr niemands vrtheilete ohn gerechtes vrtheil oder allein auß schlechten mutmassungen.

6) Die Sechst Schell ist, nicht auß gerechtem eifer der Gerechtigkeit oder nach vernunft, sonder auß bösen ansetzungen vnd begirden, (als da seind Neidt, Hass, heimlich aufflag oder böse argwohn) vrtheilen, Gleich wie die Gottlosen Juden auß Neidt und Hass: Pilatus auß forcht vnd schrecken wider Christum den Herrn gehandelt haben.

7) Die Siebend Schell ist, die sündler richten, denen doch einer gleich ist: Als namlich wann einer vber schuldige personen richtet, er aber inn sünde, schandt und laster steckt bis vber die Ohren.

Diß seynd nu die sieben Schellen, darauß man die Naht Narren lehrnet erkennen vnd die Gerechten Richter von den vngerechten unterscheiden. Damit sie aber desto baß mögen erkandt werden, zeigt vns diese Figur an: Dann da stehet ein Schwein, welches zwen Narren mit heblen und solben in kessel sprengen: Das Schwein bedent ein armen arbeitfeligen menschen. Der kessel ein falsches und Susannisch Vrtheil: Die Narren seynd die vngerechten und vnbilliche Richter."

Zu seiner Predigt: „Von Vrtheil Narren“ verurteilt Thomas Murner jene Richter, die „umb geringer vrsach willen einen streng straffen. Dann es werden etlich Richter gefunden, die verdammen manchen armen tropffen gleich auß einem bösen und schlechten argwon, welches dann nichts anders ist weder (als) ein falsch und ungerecht vrteil und schier mehr ist dann ein todtstünd, vnd solches nit allein wider die liebe Gottes und des nechsten, sonder auch wider alle billigkeit und gerechtigkeit. Solche Richter sehen nit an die Vrsach und den Rechtsbandel, sonder allein die Person, und wie

sie dann gegen jr gesinnet sein, also vrtheilen sie auch. So jnen die person lieb ist, oder viel gelts geben hat, sprechen sie die person ledig und erkennen sie für unschuldig. So sie aber jr geheßig sein, verdammen sie dieselbig umb ein geringe vrsach, und ist bei solchen Richtern besser ein hant voll gunst weder ein ganzer hut voll gerechtigkeit. Wollte Gott, daß man hierinn ein brauch hielt, wie vor zeiten bei den Römern gewesen ist, da eins jeden angeßicht, deren so vor gericht zu schaffen hetten, ware verdeckt, das man sie nicht kennet, auff das nicht der person, sondern nach den thaten geurtheilet wüird. Dann wir lesen, daß die Richter bei den Römern jr angeßicht haben müssen verdecken, damit sie allein die vmsenden der Rechtshendlen verhöreten, vnnnd konte der kleg

keinen sehen, auff daß sie nicht etwann auß forcht oder liebe den Reichen ehe forthälffen weder dem armen, oder ehe die schöne weder die heßliche hör- tend. Gleich wie jene Richter theten, die schlöpten ein Neptißen lang in dem rechten herum und wollten sie nicht fürdern, dieweil sie alt und häßlich was, do sie aber auff ein zeit wider kame und bracht vil schöner Nonnen mit jr, waren sie allsbald bereit jr zu helfen, vnd gewann sie auch letßlich den Rechtshandel. In Italia haben auch etliche Stett disen löblichen brauch, daß sie ein außlendischen vnd unbekanten, der inn der Statt niemandt hat, so jm von hant noch haar zugehöret, zu Richter erwöhlen und setzen, welche etlich jar daselbst den Richterlichen stab führent. Diser vrtheilet nicht öffentlich, sonder so ein wichtige sach

Abb. 77. Verspottung der bestechlichen und ungerechten Richter. Holzschnitt aus: Bambergische Halsgerichtsordnung. Mainz, Joh. Schöffer, 1510.

vorhanden ist, geht der gang Raht zu und trägt beider Partheyen Handel für den Richter, der darff dann nicht fragen, welchem diese oder jene sache oder handel zustehe, sonder muß alsbalbt hierinn sein gutdunken und vrtheil sprechen, vnd wirt also hiemit dem armen so wol als dem Reichen geholfen, ohn allen vnterscheidt. O wollte Gott, daß solches bey allen Richtern statt vndd blag hette, wirt mancher nicht sovil jar und zeit in dem gericht herum geschlöppt vnd darnach etwann leßlich wider alle billigkeit und gerechtigkeit verdammnet. Doch sagen wir hie nicht von allen richtern, sonder allein von denen, so das Richterlich Ampt feil haben vndd dasselbig vmb Geldt verkauffen, dieselbigen werden under diser Schell begriffen."

In dieser Tonart singt Wurner dem Stande der Juristen seine spizigen Verse, indem er gleich zu Beginn seiner „Schelmenkunst“ das Spottgedicht „Ein Loch durchn Brieff reden“ einflicht:

„Versiegelt schon der Papst mit bley —
So kann ichs widersprechen frey.
Ich bin derselbig tapffer man,
Der siegel und brieff durchreden kann.
Was wollt ich nach dem Rechten sinnen,
Wann ich nur by gelt kan gewinnen.
Es heist ein vold zu teutsch Juristen
Wie sind mir das so selzam Christen!
Das Recht thun sie so spizig biegen
Und kündens wo man will hin siegen.
Eoder, Zoder, Decretal,
Hurenkinder, guldingal.
Bartolus, Balbus, das Decret,
Das fürtuch das Reg Vnmuß het.
Jüdischer gsuch, Juristen Buch
Und als es jetzt stet vmb Mechelsch tuch.
So bilfft kein bleier siegel dran,
Man bescheißt schier damit jederman.
Vor Juristen solt du dich hüten,
Vnd vor niderlendischem pieten.
Der Jurist kan wol Appellieren,
Der ander bey der nasen fierren.
Quid oot Figuris auff der lauten,
Infortiat die Institauten.
Die seind vermischet alle zeit,
Daß das recht wird gar zu weit.
Wiewol das recht ist wol beschriben,
Ja wer die Glos darin außblieben
Hett ich schon hundert tausent brieff,
Vnd dem Rechten stäts nach lieff.
So ist es mit ein dreck versiegelt
Vnd mit einer wächsin fall verrigelt.

Denn lauff ich zu dem Advocaten,
Der dient uns, dieweil wir guldin hatten;
Da er uns außgelärt die Taschen
Nam er uns am herd die aschen.
Derselb frumb, redlich biderman,
Mit Selt ein brieff durchreden kan."

Zum Ärger der gelehrten Juristen war seltsamer Weise gerade dieser unskäte Mönch eifrig bemüht, das römische Recht volkstümlich und bekannt zu machen, wie sein juristisches Kartenspiel beweist. Durch die darauf gedruckten Stichwörter wollte er auf spielende Weise dem lernenden Juristen die Institutionen im Gedächtnis befestigen helfen, so daß er schon im Jahre 1502 in einem Briefe an Geiler von Kaisersberg sich rühmen kann: kein zweiter habe die Einübung der Justinianischen Rechtsgrundsätze so bequem gemacht, wie er. In der That! Hat doch Wurner des ferneren in einem handschriftlichen Codex der Luzerner Bürgerbibliothek den Inhalt des „corpus juris“ in Gestalt eines Schachspielbrettes veranschaulicht, dessen überschriebene Felder die Kapiteleinteilung versinnbildlichen.

Wie Sieber in seiner Besprechung des Wurnerschen Kartenspiels ausführt, wußten die erbosten Juristen für das Beginnen Wurners wenig Dank. Sie sprachen von ihm als von einem Nichtzünftigen, der nicht einmal bis in den Vorhof des Rechtes vorgebrungen sei, und grollten seinem selbstgerühmten Verdienst, die „ängstlich gehüteten Geheimnisse veröffentlicht und verraten zu haben". — An die Tendenz Wurners erinnert auch die im Bilde unten folgende volkstümliche gereimte Einführung in den Civil-Prozeßgang des 16. Jahrhunderts. (Abb. 80.)

Auch Erasmus verschont in seinem „Lob der Narrheit“ die Rechtsgelehrten und Richter nicht, von denen er sagt: „Unter den Gelehrten begehren die Rechtsgelehrten den ersten Rang, und keine sind eingebildeter als diese. All ihr Streben und Thun gleicht dem Steinwälzen des Sisyphus; in einem Atem schmieren sie eine Menge Gesetze zusammen, ohne sich weiter darum zu kümmern, ob sie zu irgend etwas taugen, häufen Glossen auf Glossen und Meinungen auf Meinungen und machen dadurch, daß ihre Wissenschaft die schwerste von allen zu sein scheint."

Der Richter.

einige Advocaten, die den Proceß ehender nicht zu End bringen, bis der armen Klienten Beutl völlig leer; alsdann bringen sie auf einen gütigen Vergleich. Etliche Advocaten seynd fast wie die Kameel, welches, bevor es aus dem Bach trinket, mit dem Fuß das Wasser trüb machet: Turbita placet.

Bey verwirrten Sachen
Thun sie wader Geld machen."

Mit sprudelndem Wig und viel rhetorischem Aufwand wendet sich so der Prediger gegen „muthwilliges Rechtsföhren“ und „frevelhafte Zanksucht“, ihm gilt das Sprichwort als Goldkorn der Wahrheit:

„Unter Fried der guten Christen
Stiften Zank und Hader an
Ist das Handwerk der Juristen,
Da hängt all ihr Schnitt daran.“

In bezeichnender Weise sind auch der Richter und der Jurist auf den Totentanzbildern in die Darstellungen des Sträubens gegen die Todes- überraschung hineinbezogen worden. Die Embleme: Dolchmesser, wohlgespickter Geldbeutel und plombierte Pergamentrolle deuten im Merianschen Totentanze die Thätigkeit an, aus welcher der Jurist von kalter Todeshand nun unverhofft gerissen wird. Es sagt der grause Tod zu ihm:

„Es hilft da kein Fund noch Hofieren,
Kein Aufzug oder Appellieren:

Abb. 78. Der Richter aus dem Totentanz von Holbein d. J. (1497—1543). Holzschn. Berlin, Kupferstichkabinet. P. 18.

Unter dem Leitmotiv:

„Thue nur diesen Theil verlegen,
Wann du dir d' Laß in Pels willst legen“

geht später auch der berühmte Prediger Abraham a Sancta Clara in seiner „Abrahamischen Lauberhütt“, Wien 1723, namentlich mit den Advocaten scharf ins Zeug. Anknüpfend an das Wortspiel: multi sunt Advocati, pauci vero electi, nempe ad vitam aeternam führt der satirische Kanzelredner aus, „daß viel und nur gar viel ungerechte Advocaten anzutreffen, welche gleich seyn zwey Wäscherinnen, die ihre Wäsch auswinden; eine dreht hin, die andere dreht her, bis sie alle Flüssigkeit zugleich herauspressen: sodann werfen sie den Fegen auf die Seiten. Also machen es die gewissenlose und geldbegierige Advocaten, indem sie des Klägers und des Beklagten so lang ihre Beutl auspressen, bis nichts mehr darinnen, da heißt es: dum torquent, extorquent.

Durch Pressen und Winden hin und her,
Bleibt oft kein Kreuzer übrig mehr.

„Die ungerechte Advocaten seynd nicht ungleich jenem Vogl Caprimulgus oder Nachtraum genannt. Dieser Vogl schleicht bey der Nacht unter die Heerd der Gaisfen, und indem sie ruhen, saugt er ihnen die Milch bis auf das Blut aus, elicit sanguinem; solche Gaisfemeldet seyn bißweilen

Abb. 79. Der Fürsprecher aus dem Totentanz von Holbein d. J. (1497—1543). Holzschnitt. Berlin, Kupferstichkabinet. P. 28.

Abb. 80. Gang eines Projektils in Steinen. Kliegendes Blatt aus dem 16. Jahrhundert. Nürnberg, Germanisches Museum.

**Eyn Sermon geprediget vom
Pawren zu Werde/ bey Nürnberg/ am
Sonntag vor Fastnacht/ vñ
dem freyen willen
des Manns**

wieder zum Volke drängen. Es war schon sehr bezeichnend, daß die Landstände Bayerns und Württembergs über das Eindringen der fremden Prozeßordnung und Rechtsgelehrten Klage führten. Der vergiftete Stachel, den die neue Rechtsordnung im niedern Manne zurückgelassen hatte, sollte sich nur zu bald vortehren. Als sich diese Spannung, die zur sozialen Unzufriedenheit viel beitrug, in den bekannten Bauernkriegen Luft schaffte, war im Manifeste der Aufständischen unter den Beschwerdepunkten auch die Forderung zu lesen: „Alle Doctores der Rechte, die seindt geistlich oder weltlich, sollen an keinem Gericht, bei keinen Rechten, auch in keins Fürsten oder andern Rätthen mehr gelitten, sondern ganz abgethan werden. Sie sollen auch fürbas hin vor Gericht und Recht nit weiter reden, schreiben oder Rath geben“. Die Rechtsverdrossenheit der Bauern und ihr Anstürmen gegen das positive Recht und dessen gelehrte Vertreter hatte neben dem sozialen auch noch einen religiösen Hintergrund. Das einseitige Betonen der Bibel als ungetrübte Glaubensquelle lief aus in eine volkstümliche Vertiefung des Bibelstudiums und in die naheliegende Vergleichen der Zeitumstände mit den sozialen und rechtlichen Verhältnissen des alten Reiches Gottes. Wie Stilling in seiner „Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft“ nachgewiesen, führte die Mißderwertung der römischen Lehrautorität zur verschärften Betonung des Individuums und der Gemeinde, und dies wiederum rief ein Bewußtsein der selbstherrlichen Kirchengemeinschaft wach, in welchem naturgemäß die Erinnerung an das weltliche Gegenstück, an die verlorene Autokratie der Rechtssprecher in der altdeutschen Volksgemeinde schmerzlicher denn je auslebte. Das Andenken an dieses verschwundene Gewohnheitsrecht floß hinüber in die religiöse Sehnsucht nach der Gesetzesordnung des Testaments. Die ewige Gültigkeit des Mosaischen Gesetzes — auch für alle weltlichen Händel — wurde verstanden; dagegen erschien die Fortdauer des weltlichen Rechtes in den Augen der Wiedertäufer und eifernder Reformatoren als ein Greuel inmitten des werdenden Reiches Gottes. Weder das altkirchliche oder kanonische noch das weltlich-positive oder kaiserlich-römische Recht sollte neben dem natürlichen

Abb. 81. Titelblatt einer Flugschrift aus der Zeit der Bauernkriege. 16. Jahrhundert.

Der Tod zwinget alle Geschlecht,
Dazu geistlich und weltlich Recht.“

Der Todeskandidat muß dem höchsten Machtwort gehorchen; aber wie zur Mahnung an die zurückbleibenden Kollegen läßt man ihn noch sprechen:

„Von Gott all Recht gegeben sind,
Wie man die in den Büchern findt:
Kein Jurist soll dieselben biegen,
Die Zug passen, die Wahrheit lieben.“

Im Holbeinschen Totentanz (Abb. 78 und 79) werden Jurist und Richter vom Freunde Hein in dem Augenblick überrascht, wo sie inmitten ihrer Berufsthätigkeit daran sind, durch den Rammon ihrer Klienten sich bestechen zu lassen (Abb. 79). Ähnlich bei Manuel und im „Sterbenspiegel“ des Zürchers Conrad Meyer (1650).

Im Grunde waren die erwähnten Kundgebungen geistlicher und weltlicher Agitatoren Echostimmen, die aus dem Volke kamen und

Abb. 82. Ein Richterkollegium. Holzschnitt von H. Burgkmair (1473—1531). B. 74.

und göttlichen Rechte Platz haben. „Alle alte kaiserliche und Pfaffenrecht thun wir ab. Kein Jurist, kein Fürsprech soll fürhin wo sein; welcher ihm selbst nit kann reden, der nehme den nächsten Mitbürger. Kein peinlich statut soll fürhin angenommen werden, das nit im Gesez Moysi usstruckt ist, denn der Mensch soll nit härter strafen wann Gott“. Kommt in diesem Sage Eberlins von Sünzburg („Fünfehn Bundsgeossen“ 1521) vorherrschend das mosaisch-evangelische Verlangen zum Ausdruck, so trägt der Kampfesruf des streitbaren Ulrich von Hutten eine ausgesprochen national-germanische Färbung. Die Juristen und ihr Stand als solcher, nicht nur dessen Abschäum der halb gelehrten Procuratoren und Wortführer, sind ihm ein Greuel, eine Schar plündernder Bege-lagerer.

Hutten träumt von der Rückkehr in das gelobte Land des ungeschriebenen Rechtes der altdeutschen

Gerichtsgemeinde; das Fortleben inmitten des Juristen- und Pfaffenrechtes ist ihm eine babylonische Gefangenschaft. Das eine Auge auf das mosaische Zwölftafelgesetz, das andere auf den mittelalterlichen Sachsenspiegel gerichtet, streben die beiden extremen Richtungen zielbewußt voran. Auch Luther hat sich zuerst in diese Strömung treiben lassen, klagt er ja: „Du weltlich Recht, hilf Gott! Wie ist das auch eine Wiltnis geworden!“ Auch das Citat von Paulus, 1. Corinther 6, 1: „Ist Niemand unter Euch, der da möge seines Nächsten Sache richten, daß Ihr vor heidnischen Gerichten müßt habern?“ kommentiert der Reformator im Sinne der genannten Richtung. Gleichwie die Socialdemokraten unserer Zeit das Marxsche Evangelium in die Praxis umzusetzen bereit sind, so machte sich nun die Bauernbewegung die erwähnten Lehren für das Leben ihrer Gegenwart zu Nutzen. Luther, durch das Treiben

der Schwärmer wie durch den Aufstand der Bauern erschreckt, schwächte sein 1520 im Schreiben an den christlichen Adel deutscher Nation gefallenes Wort drei Jahre später beschwichtigend ab. „Man lasse“, sagter jetzt, „Moses der Juden Sachsenspiegel sein und uns Heiden unverworren damit, und weiterhin, da nun nicht Moses, sondern kaiserliche Rechte (gemeint das römische Recht) in der Welt angenommen seien, wolle sichs nicht gebühren, darüber Sekten und Zwietracht anzuheben, sintemal der Glaube und die Liebe wohl bleiben kann mit und unter dem kaiserlichen Recht“ („von weltlicher Obrigkeit“ 1523). — Übrigens hat auch der auf die fremden Juristen und kaiserlichen Richter so erzürnte Melanchthon späterhin milder und gerechter geurteilt.

So versöhnte sich — wenngleich auch nur allmählich — die Glaubensbewegung mit dem neuen Rechtsstand; die einstige Harmonie zwischen Theologie und Rechtspflege hatte sich wieder gefunden, und auch die Humanisten, jumat deren jüngere

Linie, legten die satirischen Lanzen zur Seite. Der gemeinsame Ruf: Zurück zu den Quellen, zurück zum klassischen Altertum, schuf die frühern Feinde zu Freunden um. Jetzt, da der Kampf gegen das positive Recht und gegen dessen Vertreter ein veröhnliches Ende genommen, blieb noch der geistliche Richter die Zielscheibe der Angriffe; ja, Humanisten, Reformatoren und die weltlichen Richter und Juristen eröffneten nun ein gemeinschaftliches Feuer auf diesen Gegner, zu dessen Bekämpfung ein jeder ein besonderes Anrecht zu besitzen glaubte. Zwar wehrten sich die Vertreter des weltlichen Rechtes anfänglich noch lebhaft gegen die Ungültigkeitserklärung des päpstlichen oder kanonischen Rechtes, welche die Leipziger Disputation und Luther sich zum Ziele setzten; die Jahrhundert lange Verschwiegenheit des kanonischen und des römischen Rechtes hatte es den weltlichen Rechtsgelehrten doch angethan, und ihnen schien es vorerst, als würde mit der Ausmerzung jener geistesverwandten Materie ein Stück aus dem eigenen

Leibe des römischen Rechtes geschnitten. Nach vom Richterstande entworfen. Der Richter soll Beilegung der ersten Aufregung sagten sich aber „hochnotwendig ein unverfährliches, aufrichtiges die weltlichen Juristen doch, daß sie im Grunde und jungfräuliches Herz und Gemüth“ haben. wenig Ursache hätten, wegen der des kanonischen Rechtsganges sic Die eifersüchtige, feindselige Haltung gegenüber dem aufstrebenden Kaiser geisterung des Juristen- und weltl standes von den Kanzeln herunter noch nicht vergessen; zudem hatte sich seit durch ihre Kampfweise und des positiven Rechtes und seiner eigene Fleisch geschnitten. Die vergewelche bloß das kaiserliche Recht u sprecher treffen sollten, prallten teiltw Lager zurück und schlugen dort de Rechte tiefe Wunden. — War die Sfülle des kirchlichen Rechtes auch gebr dessen Lehrstühle decimiert, so waren seine Sagungen über den Prozeß über Straf- und Privatrecht für d malige Rechtspflege noch so unentbe daß sie als Ergänzung und Kommen des neuen Rechtes noch fortlebten. geistliche Richter aber, der ehemals n bestrittener Machtfülle über Geistlich Weltlich zu Gericht gesessen, mußte der Hauptsache mit einer theoretische gabe als Lehrer des kanonischen Ri an einer Hochschule bescheiden. Si der Kaie, wie auf dem Gebiete der Schule und des Unterrichtes, au Rechtsleben dem Klerus das M entwunden; wenn gleichwohl der ge Einfluß, wie die späten Hergen und prozesse erweisen, noch lange sich ze wirkte er doch mehr nach Art eine gesparten „lebendigen Kraft“, und al verbraucht war, stand auch schon die genröte der Freiheit und Gleichh Himmel der künftigen Rechts-Mera

Im „Schamplatz der Künsten, sessionen ...“ von Garzonius, dessen durch die Frankfurter Ausgabe vom 1641 und die Meriansche Verarb den Charakter einer nationalen Du halten, wird im 145. Diskurs ein Idealbild

Antwerpen 1554.

Abb. 85. Allegorie auf die Betrügerei, die als Richter dargestellt ist. Rechts die Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit im Stock. Aus dem Holzschnitt: Der sogenannte Michelfelder Teppich. Fälschlich Dürer zugeschrieben. B. III. p. 186. Nr. 34b.

fahren und seyner Frauen eine Kuh verehret. Als sie aber für Gericht gekommen und der, so das Kalb verehret, wol gespühret, daß seyne Sachen nicht so naher giengen, wie er verhoffet und ihm vielleicht versprochen worden, hat er den Richter hüßlich wollen erinnern und zu ihm oberlaut gesagt: seine Sache were so klar, daß ein Kalb darein sprechen [d. i. Recht sprechen] könnte, darauff der Richter geantwortet: daß die Kuh so laut geschrien, daß man das Kalb nicht hören können. Damit er wollen anzeigen, wie die Geschenke in Gerichten so bald etwas gut oder böse machen können."

Weder durch Liebe noch durch Haß soll sich der Richter leiten lassen, auch nicht durch Gefühle der Verwandtenliebe. Besonders in „Malefizsachen“ soll er „die Fragen und Examina nit durch andere anstellen, da es umb eines Menschen Leben zu thun,“ und aus dem gleichen Grunde die Akten tüchtig studieren und vor Aussprechung des Urteils sich über alles gehörig erkundigen. In seinem Auftreten soll er durch Würde, Gemessenheit und „ziemlichen Ernst“ die Wichtigkeit seines Amtes zum Ausdruck zu bringen verstehen. „Funckelnde und flammende Augen werden auch bei einem Richter erfordert, nicht allein zum Ernst, zu fleißiger Aufsicht und beständiger Vorsichtigkeit, sondern es sollen auch liebliche und freundliche Glammen auß seynen Augen herauß leuchten, und soll ein großer Unterschied seyn zwischen des Richters ernstlichem und des Händlers grausamem anblick.

Und soll des Richters Ernst allezeit mit Güte, Freundlichkeit und Barmherzigkeit oder Gnade temperiert seyn.“ „Die Kleidung des Richters soll auch ehrbar und gleichsam Majestätisch seyn zur Anzeigung der Ehren und Nobilität seines Amptes, wie denn jeder männiglich muß bekennen, daß es eyn hochehrlich und adelich Ampt ist."

Dem geträumten Idealbilde wird im 12. Diskurs jeweilen die Wirklichkeit nackt und unverblümt gegenüber gestellt, und wer sich die Mühe nimmt, die Bilanz zu ziehen, der kann zu Ungunsten des damaligen Juristenstandes, namentlich der Advokaten, einen merkwürdigen Ausfall aufzeichnen. Es mag auffallen, daß der wohlmeinende Kritiker diesen letzteren viele überzeugende Worte widmet zum Nachweise, daß ihr Stand „durch ehrbare Kleidung“ nur gewinnen werde. „Und wann er beneben gemeldter Kleidung auch eine schöne, ansehnliche und presentierliche Gestalt hette, so würde er auch desto mehr respectiert.“ „Insonderheit aber soll ein Advocat allezeit dahin sehen und bedacht sein, daß er, wie auch droben angezeigt, seinen Klienten treulich vorstehe, ihnen guten rath gebe, zu ihrem nutzen und Wolsahrt helffe, ihnen die Wahrheit nicht verschlage, noch verdrehe: Ehrliche und auffrichtige Sachen annehme und wann er denselbigen nicht gnugsam gewachsen, sich mit gelehrten und erfahren Leuten berathschlage: Item sich nicht zu hoch vermesse, eine verdächtige Sach zu

erhalten: ihm dieselbige mit Fleiß lassen angelegen seyn und nicht sehr auff den Gewinn, Verdienst oder Verehrung, sondern einig und allein auff die Gerechtigkeit und Billigkeit. Dergleichen soll er auch mit gegentheils Advocaten aufrichtig und bescheidenlich umgehen, sie nicht zu sehr loben oder schelten, mit ihnen auch von den Sachen sich underreden, daß, wann gegentheils auff bösem Weg, desto leichter möchte zu Recht gebracht werden: vor Gericht nit viel Geschrei machen, allein reden, was zur Beförderung der Sachen dient, ohne Zorn, Zank, Bitterkeit, Calumnien, ohne Meynend, mit gewissen allegationibus, warhafftigen Zeugen, die Sachen auffß schleunigst als möglich außführen. Gegen dem Richter soll er sich auch mit aller Ehrerbietung erzeigen, sie höfflich grüßen, mit gebürlichem Respect vor ihm stehen, mit Be-

scheidenheit und Bedacht für ihm reden, alle Abulacion meiden, wann er bisweilen auff Partheyen erzürnet, ihn mit Güte und Demuth versöhnen, seiner Clienten sach unerschrocken vorbringen, alle list des gegentheils entdecken und ihm bezeugen, gegentheils vorbringen mit Stille und Gedult anhören. In Summa sich mit Geberden, Worten, Angesicht, Zunge und Augen also verhalten, daß er keinen Unwillen des Richters weder auf ihn noch auff seine Clienten verursache. Aber dieses ist eine Plage, daß solche Advocaten, die diese Eigenschaften alle an sich haben, gar dünn gesäet und deren wenig auff den heutigen Tage zu finden seyndt, hergegen aber viel mangelhafftige, böse und schädliche Leut sich in solchem Ampt mit allerhandt schändlichen, unehrlichen und unredlichen Vortheilen behelffen, also daß man überall und

Abb. 87. Allegorisches Bild. Der Zeuge schwankt, ob er die Wahrheit oder die Lüge sagen soll (Engel und Teufel). Holzschnitt aus: Tengler, Laienspiegel. Straßburg, Hupfuff, 1510.

an allen orten und Gerichten erbärmliche Klagen höret."

"Billich möchte man ihnen wol Gelt geben, dz sie stillschweigen, dann die Zung untrewer Advocaten ist so schädlich, daß es einem Klienten unmöglich ist, unverletzt zu bleiben, wann sie anfangen, dieselbige zu gebrauchen. Beneben dem, daß sie den armen Klienten mit ihrem losen Geschwätz einen Dunst vor die Augen und eine Haube auffsetzen, daß sie ihren Betrug leichtlich merken, machen die Sache gar richtig und leicht zu erhal-

wollen auch ihr tranckgelt haben, in Summa: sie haben sich alle mit einander dahin vereinigt, daß sie ihn wollen auffreiben und fallen ihn an allen seiten an, wie die Hunde, Raben und Geyer ein todtes Laß."

Zur Milderung seiner gestrengen Zensur, versichert der Moralist zu Eingang seines (5.) Discursus „Von Doctoribus in beiden Rechten oder Rechtsgelehrten“, daß er geneigt sei, „ihnen ihre gebührliche Ehre zu geben, wie man dann dieser profession alle Ehre schuldig“, „aber gleichwol kann

ten; warten unterdessen wol ein ganzes Jahr, ehe sie dieselbige vorbringen; wann sie darnach anhängig worden, so finden sie tausenderley negativae, suspensiones, widerwertige testimonia, so mannigfaltige prolongationes und zeiten der ordnung, daß die arme Litigantes außungedult verzweifeln möchten. Noch haben sie für ihr Gelt kein gut Wort, sondern werden sawer angesehen, und wann sie nit trumme Finger haben, mit dem Rücken angeschawet.“ „Wie sollte ein armer Litigant nicht schwer und kleinmüthig werden, wann er alle Tag den Beutel so oft und schwerlich muß ziehen? Hiezu fordert der Doctor zehn Cronen, dort der Notarius sechs, der Anwalbt vier, der Vorgebieter eine, die Gerichtsbotten, Statth knecht und Pedellen, Thorhüter, Stubenheizer, Schreiber wollen auch ihr theil haben; der Richter fordert, wie billich, seine sportulas, der Gerichtsschreiber das Urtheil und Copengelt; seine Copisten

ich als einer, so ein ehrlich und aufrichtig Gemüth hat, die schändliche Mißbräuch, welche gar zu gemein und öffentlich vorlauffen, daß sie auch die Schelen ohne Brillen sehen und die Blinden fühlen können, nicht verschweigen.“ Der Vortrefflichkeit der Rechtsgelehrten und ihrer Wissenschaft aller Zeiten und Nationen vorerst mit reichlichem Lobe gedenkend, zeigt der Verfasser nun zum Schlusse auch die Rehrseite der Medaille: „Aber gleichwol haben sie unter sich eine größere Anzahl leichter Doctorellen, die man mit Dugeten, wie die Nürnberger Taschenmesser, verkaufen möchte, welche selten ein Haus mit zweyen Stockwerken bauen unnd bleiben allezeit, wegen ihrer Unwissenheit, im nidrigen Gemach: Zungen-drescher, die zwar viel Wort, aber wenig Kraft, viel Brähe, aber wenig Fleisch zu Marckt bringen: schlecht und recht (einfältig und grob genug) in ihrer Practic: Handeln mit den Diebsfängern, Scharpffrichtern, Stricken, Schnellen und Galgen,

wie die Medicastru mit der Urin und Elistir Pfeiffen: Können auch trefflich wohl castrieren, Dann wann ihnen ein feister Bawersmann zu seinem Unglück einfißet, so können sie ihm den Beutel viel stattlicher räumen, als der beste Selgen-leuchter, so im gangen Lande sein möchte. Wil hie geschweigen, wie sie die vom Adel, wann sie in ein Gezücht gerathen, Item arme Wittwen und Waisen wissen anzuführen, das sie ihnen auch das geringste Wort ihrer Pragmatices theuer genug müssen bezahlen und sollten sie all ihr Haab und Güter, Ja ihr Fleisch und Blut darauff wenden. Ich geschweige jezunder ihrer Defensionen, oder viel mehr Gehülffen, die sie haben an Zeugen, an Glossen, und an ihren allegirten Legibus, vnnnd zeucht kein Schuster sein Leder so weit, als sie ihre Wort herumbyziehen, bis sie die zurecht bringen, wie sie die haben wollen, allda sie die alsdann wissen auffß Pferdts zu heben unnd sie mit ungehlichen ungesalzenen und ungeschmälzten Allegationibus

Schröter von Weissenburg (1613) bitterlich über die Geldmacht der Juden, die auch zur Folge habe, daß diese allezeit vor Gericht Recht bekommen und obliegen, „denn die Richter liegen mit ihnen auf Gewinn und Verlust im Handel.“ Er bedauert, daß Fürsten und Regenten bei Juden borgen, deren Bucher dadurch begünstigen und sich von ihnen selbst vor Gericht citieren lassen müssen; daß mit Hilfe des erborgten jüdischen Blutgeldes große Wälle, Bollwerke und anderes errichtet werden; „derhalben soll man nur den Galgen und Räder und Sch...ßhaus und nicht Ehrliches aus diesem Gelde machen oder Holz dafür kaufen, die Bucherer damit zu verbrennen“. —

Befruchtend wirkte die Materie: Recht, Richter und Gericht auf die Phantasie des Volks. Die Sagen, Wundermärchen, Schwänke, Spruchreden, die im Volksmund über dieses Erio im Umlauf waren, sind Legion. Hier nur eine bescheidene Auslese als charakteristische Beispiele für den Grad der Aufmerksamkeit und der Volkstümlichkeit, deren sich Recht und Richter in der guten alten Zeit erfreuten.

Es ist bezeichnend, in welchem Maße sich die Reislektüre der alten Zeit dieses Stoffes bemächtigte, um den auf tagelangen Reisen im „Rollwagen“ gemarterten und geräberten Lesern die Zeit kürzer zu machen, indem sie ihnen Hentersgeschichten und Scharfrichterstücklein aller Art vorführte. In diese Reihe der „Rollwagenbüchlein“ gehört auch das selten angetroffene Reiseschwankbüchlein: „Kurzweyliger Keyßgespahn, darinnen Schöne, schimpfliche Historien und Geschichten von allen Ständen der Welt begriffen, colligiert von Johann L. Tassß von Liechtensee. Allen Keyssenden zu lieb in Druck verfertigt durch David Hautt, Buchhändler in Wien und Lucern. Anno 1645.“ Der Späßeisammeler hat nicht zurückgehalten, dem Richterstande nach dem Sinne jener Zeit derbe „Wahrheiten“ nachzusagen, wie z. B. die folgenden:

„Ein ehrlicher Mann erzehlet seinen Handel vor einem Richter und der Richter hieß in liegen („Lügner“). Er aber sprach: hab ich dann nit allhie ein ehrlichen Mann, der mein Zeug sein wird? Der Richter fragt den Zeugen, ob dem also wäre,

Abb. 89. Bauer auf dem Weg zum Advokaten.
Kpfr. aus dem 17. Jahrhundert. Gotha, Kupferstichkabinett.

im Stegreiff zu halten. Ich wollte auch wol etwas sagen Von den langen vor- und nachtraben, die sie gerne hinten und forne haben, wann sie zu Hof oder zu Gericht gehen, unnd von den artlichen Zeichen, die sie einander geben, wann sie vor Gericht stehen und ihren Partheyen advociren sollen, fürchte aber, ich möchte den Senß so sehr rühren, daß man hernach nichts mehr als das saure darauß riechen köndte, welches ich aber, dieweil ich diesem Studio von Herzen gewogen, und damit auch die Medici, die ihm nit sehr grün, sich nicht frand lachen, nicht gern thun wollte: ist also genug, daß ihnen die Sporen ein wenig geschärpffet, unnd die Stelßen beschlagen sind, auff daß sie nicht gar in Dreck fallen.“

In seinen „Deltiae judaicas“ klagt Magister

wie diser gesagt hette, der antwortet: ja. Da sprach der Richter zu deme, den er hette heißen liegen, so muß ich dann dir dein Ehr wider zustellen? aber er antwortet ihm und sprach: Herr Richter bemühet euch nicht so viel, dann wann ihr jedem sein Ehr wider geben müßtet, dem ihr sie genommen, so wurd euch nichts vberbleiben.“ —

„Die Rechtsgelehrten tragen an etlichen Orten lange und weite Lalar oder Roock, darinn sie gar ansehnlich auffziehen: Einsmal hat ein solcher Doctor des Rechts ein Bachoffen verkauft, damitt er ein solchen Rock könnte machen lassen, als er dann auch gethan, als er aber auff ein Zeit solche sein schöne Schuben an hat und mit etlichen Herren spazieren gieng, beschwehrt er sich der großen Hiß vnd wüschet ohn underlaß mit dem Fagaleet (Taschentuch) den Schweiß ab, es wueste aber einer von den Beywesenden, was gestalten der Doctor auß dem verkauften Bachoffen den Lalar machen lassen, derohalben sprach er: Herr Doctor, mich wundert nicht, daß euch so heiß ist, dieweil ihr in einem Bachoffen steckend.“ —

„Ein anderer Doctor des Rechts versprach einem Bawrsman, so er ihme 10. Ducaten gebe,

wolt er ihne solcher gestalt lehren Rechten, daß er alle Händel gewinnen wurde. Als nun der Bawr die Ducaten verheissen, sprach der Doctor: Lügne allezeit, so wirst allezeit gewinnen: darauff fordert er die versprochenen Ducaten, dero aber der Bawr also bald lüagnet, mueste also der Doctor seines Lehrtons entbaren. Warlich ein gelehrniger Bawr. So man den Bawren in dem Hindern tragt, so thut er einem den Lohn in die Hand.“ —

„Ein Doctor des Rechts hatte diesen Brauch, wann er bei einer Gesellschaft stund, und etwan einer sprach: Herr Doctor zahlt uns ein Maß Wein, sagt er allwegen: ja freylich gar gern, führet dann alsbald die Gesellschaft in das Wirthshaus und war lustig mit ihnen. Wann man nun genug gezecht, und der Wirth die Zech gemacht, so bezahlt der Doctor nicht mehr dann ein einzig Maß Wein (und sollte man gleich ein ganzen Eymet getruncken haben); dann er sagte: ihr habt mich nur umb ein Maß angesprochen, die hab ich bezahlt, habt ihr nun mehr getruncken, so istß billich, daß ihr selbige bezahlend, hetten ihr aber mich umb vil Maßen angesprochen, so wurd ich

Gutherzige warnung so wol an die so mit Rechtshendelen beladen seind / als an die Rechtsgelehrten vnd Advocaten.

Was mag / sag mir / die vrsach seyn /
Das die Leuth so gar in gemein /
Wie man öffentlich hört sagen /
Über Verichte vnd Nicht thun klagen /
Zwar vnser Thorheit is gemein /
Bedenck mich nicht die geringste sein /
Daß mancher so viel gelt vnd gut /
So vnnützlich verrecken thut /
Vnd bringet doch endlich nichts darnon /
Dann grossen schaden / spot vnd hon. /
Die schuld haben ihr viel selbst zwar /
Die leichtfertigkeit vmb ein har /
Auch ihre beste Freund für Recht /
Beschaiden ob die sache schon schlecht /
Wirt sie doch so getrieben fort /
Als ob es angien einen Mordt. /
Die nu also wirtwillig sich /
Ias Recht wickeln / den saget ich /
Gefährlich Recht das sie nichts darnon /
Bringen dann schaden spot vnd hon. /
Darnach sind man wol solche gefallen /
Die immerdar viel Rechten wollen /
Doch immer mehr berichten frey /
Wie ihre sache beschaffen seyn.

Was ihnen dient zeigen sie an /
Das ander stillschweigend vmbgahn /
Dadurch der gegenheil solche weis /
Vnd dem Richter stehet mit Fleiß. /
Den geschicht nicht daß sie nichts darnon /
Bringen dann schaden / spot vnd hon. /
Man findet auch die so geizig seyn /
Daß sie vmb ein ring gelt vnd klein /
Wann sie alles haben gelegt an /
Die ganze sache wol fahren lan. /
Dadurch viel besser wer daß sie /
Die sache hetten angefangen nie /
Oder dieselb / wie sich gebührt /
Hetten mit ernst vnd fleiß außgeführt. /
Den geschicht recht daß sie nichts darnon /
Bringen dann schaden / spot vnd hon. /
Den Advocaten ist nicht ob /
Viel schuld geben / ich laß es ston /
Vnd glaub gar wol daß sie die sache /
So sehr nicht suchen als das gemacht /
Welche sie empfinden von dem gelt /
Welche ihn zutregt die ganze welt. /
Dann weil rechten will groß vnd klein. /
Müssens all weill diel brocken ein /

So bringet der Advocat darnon /
Heuser / gelt / die Leyer mit dem Hun. /
Drumb mein Hang mit der langen Nas /
Wer besser / gleicht ein ander Straf /
Mit dem Hasen vnd Lorn vñliche /
Wie solches offte geschicht / vnd nach /
geschicht /
Noch in des Advocaten Haus /
Darin alles geht / wenig her auß /
Ein fettes Schwein kommen lauffen /
Vnd fressen die Leyer vbern hauffen. /
Also brechtst du nichts darnon /
Zu legt / dann schaden / spot vnd hon. /
Ihr Advocaten vnd Richter /
Ihr Procuratoren vnd schlichter /
Aller streitsachen in gemein /
Laßt euch jar warnung gesagt seyn /
Was Gott trewet dem so vñrecht rich /
Vnd geben vnd gunst d; Recht bricht /
Die er auch oft strafft in der Welt /
Doch viel biß auff sein tag außstelt. /
Dann werdens nichts bringen darnon /
Dann ewig Pein / Marter vnd hon.

Gedruckt zu Cöllen bey Johann Büsselmacher / Anno 1613.

Abb. 90. Warnung vor Rechtsgelehrten und Advocaten. Aus einem Flugblatt 1613. Götting, Kupferstichkabinett.

Abb. 91. Satirische Darstellung des Leichenbegängnisses des Advokaten Rednagel in Nürnberg 1782.
Kpfr. München, Kupferstichkabinet.

mich bedacht haben, ob ich mit euch wollt gangen seyn. Ist das nit ein Doctormäßige Kunst?"

Die früher sprichwörtliche Geldsucht der Richter und Juristen ist in folgendem Schwanke recht hübsch zum Ausdruck gebracht:

„Ein Richter oder Burgermeister hatte einen wichtigen Ausspruch zwischen zweyen wolhablichen Kauffleuthen zu thun; der eine kam zu ihm und bat, er wolte den nachgehenden Tag die Urthel zu seinem favor fällen, darumb wolt er ihme ein ansehnliche Verehrung thun, der Richter aber wolt ihm nichts versprechen, da sprach der Kauffmann: Herr Richter so ihr die Urthel für und nicht wider mich fällend, will ich euch alsobald 100 Reichsthaler in specie liefern, Da aber der Richter noch nicht eingewilliget, sondern zwischen Ja und Nein stund, nam der Kauffmann die 100 Reichsthaler und schüttet sie dem Richter auff den Tisch, und sie waren all eines Schlags, nemlich auff eynen seytten ein Adler und auff der anderen ein gewappneter Mann. Da nun der Richter solche ein Weil ansah, sprach er: Quis potest resistere tot armatis? Wer kann so vil

gewaffneten Männern widerstehen? Hiemit ergab er sich, dann er ward mit disen Gewapneten überwunden, und fället die Urthel nach des Kauffmanns willen. Ist kein wunder, wann 100 Gewaffnete wider ein Unbewehrten. Wo man mit silbernen Kugeln schießt, da ist ein Bestung bald gewonnen.“

Die Inkonsequenz des richterlichen Handelns wird gleichfalls zur Zielscheibe des Volkswizes erkoren: „Im Schwabenlande wolt ein Obergvogt oder Richter straffgericht halten, da ward ihm eyn Davor fürgestellt, welcher sich mit fluchen übersehen, und der Obergvogt fordert ihme ein gewisse Summa Gelds für seyn Straff, aber der arme Sänder baht den Obergvogt trungenlich, er wolt ihme etwas nachlassen und die Straff miltern, da sprach der Richter: Bey dem waren Gott, ich laß dir nichts nach, du Lumpenmann, soltest du also schweren? Er aber baht immerdar umb ringerung der Buß, und der Richter schwert auff sein Seel und diser und jener solt ihn holen, wann er ihme etwas nachlassen wollt; als aber der arme Tropff noch nicht aufhörte zu bitten, stund der Richter

allerjornig auff, sprechende: Bey dem 1000. Safferment, du Lotter, du mußt mir dasjenig geben, so ich dir gefordert, daran soll dir kein häller abgehn. Diser sahe auch dem anderen den Dorn im Aug, aber seinen Balcken nicht."

Der Phantasie des Volkes, jederzeit zum Ausspinnen abergläubischer Rechtsanschauungen behende bereit, hat es auf der andern Seite der derbe Volkswitz nachgemacht, der in Knittelversen und Sprüchwörtern seine beißende Lauge über Recht und Richter goß. Hier nur einige wenige Beispiele!

„Juristen sind böse Christen“

oder

„Ein Hauptmann und Jurist,
Ein feltner Gast im Himmel ist!“

„Ein Advocat ist ein böser Nachbar.“

„Reden ohne heiser werden,
Laufen ohne müde werden,
Saufen ohne einen Kausch bekommen,

Und lügen ohne sich zu schämen:
Das ist das Thun der Advocaten!“

Doch im blutigen Ernste des Gerichtslebens, der auch noch die letzten Jahrhunderte kennzeichnet, verstummen Volks- und Volkssprüche und Scherzreden für eine kleine Weile plötzlich. Hoch vom Rinsterturme herab hat die düstere Glocke verkündet, daß im Rathhaus jetzt „Malefizgericht“ gehalten werde. Nicht unter freiem Himmel, wie die Schöffen im altdeutschen Ding, in der Ratsstube in den vier Wänden wollen die Stadtrichter der neuen Zeit über „Hals und Blut“ zu Gericht sitzen. „Wann das Malefizgericht soll gehalten werden“, so hebt die für die neuere Zeit vom 17. bis 19. Jahrhundert typische Kriminalgerichtsordnung der Stadt Zürich aus der Mitte des 18. Jahrhunderts an, „so verläßt der vorderste Herr Statthalter, oder in abwesen der Herren Statthalteren der älteste Herr im neuen Raht, einem Herren Seckelmeister den Bann, zu richten über das Blut, übergibt ihm den Stab und spricht:

Herr Seckelmeister! Uß kraft der Freyheiten, mit welchen dise lobliche Statt Zürich begaabet ist, und uß Befehl und Gewalt myner Gnädigen Herren Burgermeisters und des Rahts, verlyhe Ich Euch den Bann, zu richten über das Blut.

1. Fraag des Herren Seckelmeisters:

Sintemal mir der Bann verlihen ist, zu richten über das Blut, Herr N. N., so urtheilend Ihr, uf Eueren Eid, ob es Tagszyt seye, daß ich sitzen und richten möge, um Sachen, die das Blut und das Leben betreffend.

1. Antwort des Herren, so gefragt wird:

Herr Seckelmeister (oder wer in abwesen des: selben seine Stell vertreten wurde) Herr N. N., so

urtheile ich uff mynen Eid, daß es Tagszyt seye, daß Ihr sitzen und richten mögind, um Sachen, die das Blut und das Leben betreffend.

(Die Umfrag haltet der Herr Seckelmeister selbst, und kommt dise und alle übrigen Fraagen (ussert der achten) nur bis auf den dritten Richter, und sagt darüber der Herr Seckelmeister: Wil jemand etwas anders urtheilen, der mag es thun: einest, anderst und zum dritten.)

2. Darnach fraget der Herr Seckelmeister:

Diemeil erkent worden ist, daß es Tagszyt seye, daß ich sitzen und richten möge, um Sachen, die das Blut und das Leben betreffend, und aber den Menschen nichts höheres und größeres übergeben

ist zu richten, als was Lyb und Leben betrifft, Herr M. N., so urtheilend Ihr uf eueren Eyd, ob ich nicht das Gericht verbannen möge, und wie hoch?

2. Antwort:

Herr Seckelmeister, so urtheile ich uf mynen Eid, daß Ihr das Gericht verbannen mögind, und das an die höchste Buß.

Darauf befißt der Seckelmeister dem Großweibel das Gericht zu verbannen und spricht:

Herr Groß, verbannend das Gericht.

Der Großweibel verbannet darüber das Gericht und spricht:

Uß Kraft der Freyheiten, mit welchen diese lobliche Staatt Zürich begabet ist, verbannet der Herr Seckelmeister das Gericht, dergestalt, daß keiner darin solle reden, er wölle dann eine Urtheil sprechen, oder widersprechen, und das bey der höchsten Buß.

Hieruf befißt der Herr Seckelmeister dem Großweibel den Rigel an der Stubenthür zustoßen und alle Fenster zubeschließen.

Hernach wird durch den bestellten Kläger von gemeiner Statt wegen über den armen Menschen die Klag geführt also:

Herr Seckelmeister, und Gnädige Ihr myne Herren, es ligt in Gefangenschaft ein armer Mensch, namens M. N., der hat begangen groß Uebel und Mißthun, durch vilfaltige Diebstäl, (oder was er sonst für Bosheit verübt) deren er gichtig [geständig] und bekanntlich ist, deswegen ich im nammen gemeiner Statt und Stands uf ihne klage, und vorderst an einer Urtheil zu erfahren begehre, ob dasjenige, was der arme Mensch ußgesagt und bekent hat, nicht solle abgelesen werden.

3. Fraag der Herrn Seckelmeisters:

Herr M. N., urtheilend Ihr uf euern Eid, ob des armen Menschen Ußsag oder Vergicht solle abgelesen werden, oder ob es genugsam an deme, daß derselbig eben zuvor abgelesen worden?

3. Antwort: Herr Seckelmeister, so urtheile ich uf mynen Eid, diewyl die Bekanntnuß des armen Menschen eben zuvor abgelesen worden, daß es an demselbigen genugsam seye.

Oder so man nothwendig befindet, daß die Ablesung von neuem geschehe, kann es angerathen und erkent werden."

Auf Verlangen des Klägers schreitet das Gericht sodann zur Vernehmung von Zeugen („Nachgängern"). Deren „Kundschaft" erstreckt sich auf die eidliche Aussage, daß das — freiwillig oder unter dem Nachdruck der Folter — von Seite des Angeklagten abgelegte Geständnis („Vergicht") auch von ihnen, den Verhörrichtern, gehört worden. In einer Reihe weiterer Umfragen wird daraufhin die Anklage als so „gnugsam erwiesen" erklärt, „daß deswegen die Sach bußwürdig syn solle", worauf einer der Richter folgenden Straf Antrag stellt: „Herr Seckelmeister, ich urtheile uf mynen Eid, sittenmal diser arme Mensch, leider,

Abb. 95. Würzburger Gerichtskalender 1613. Holzschnitt. Wien, Sammlung Jos. Wänfö.

Beilage 11. Landgericht zu Würzburg 1520 unter Fürstbischof Conrad von Eßlingen. Zu oberst der Landrichter Wepprecht von Grumbach. Am Tisch der Gerichtschreiber Birmesser sowie 7 ritterbürtige Urteiler aus den Geschlechtern: Neustetter genannt Stürmer, Seinsheim, Reinstein, Geiling zu Altheim, Wolfskeel, Truchseß von Pommersfelden. An der Gerichtsbarre die Parteien mit dem Anwalt. Umstehende Zeugen. Titelzeichnung des Protokolls. Würzburg, Historischer Verein.

32

wider Göttlich und Menschliches Gesatz mit etc. (allhie sollen die Verbrechen benamset werden) sich vergangen, daß nach mittag, wan Ihr, Herr Seckelmeister, eine stund ernamsend, zwen Predicanten, samt myner Herren Dienern, zu ihm in den Wellenberg kehrend, ihm syn Leben abkündind und ihn tröstind, und daß darnach mit der großen Slogken drey Zeichen geläutet, er hinab in den Fischmarkt geführt, daselbst ihm syne Bekantnuß öffentlich vorgelesen, alsdann er dem Richter befohlen werde, der sol ihm syne hände (vornwärts oder hinterwärts) binden und ihm hinauf uf die gewöhnliche Wallstatt (oder uf das Grien) führen und ihm allda etc. (allhie muß die Straaff heiter [d. h. klar] ausgedruckt werden), und daß Ihr, Herr Seckelmeister, dabey seyind, biß der Urtheil statt geschehen.

(Wie wird die Urtheil des Todes nach beschaffenheit des Verbrechens eines Ubelthäters formirt, und komt dise Fraag an alle Richter, uf welche von einem jeden sonderbar geantwortet wird, daß er folge, wann er namlich keine andere meynung hat.

Wann einer der neuen Rätthen des Gefangenen Ristat noch jez der Bewandnuß befunde, daß demselben an dem Leben verschohnet, und solcher mit anderwertiger öffentlicher Straaff könnte abgebußt werden, ist der Richter befugt, uf Eid und Gewissen eine solche Urtheil auszusprechen.)

Auf das weitere Verlangen des Klägers beschließt das Gericht, daß „wann diser Mensch [der Verurteilte] etwas Haab und Gut hette, es seiner Statt verfallen syn solle“; ferner daß dieses Schicksal der Verurteilung auch jeden treffen solle, „der dises armen Menschen Tod andete oder aferte“. Es erinnert diese Formel an den mittelalterlichen Gerichtsbrauch der sog. „Urfehde“, wie überhaupt der für die Schweiz gezeichnete Gang einer Verurteilung in Form und Inhalt noch lebhaft an die altsächsische Dingstatt anklingt.

Dem Begehren des Klägers, das Urtheil des Gerichts in „Brief und Siegel“ zu erhalten, wird zugestimmt und darauf mit Beantwortung der 12. Umfrage die Sitzung geschlossen, wie folgt:

„12. Fraag des Herrn Seckelmeisters: Herr R. R. Urtheilend Ihr uf eueren Eid, ob ich nunmehr genug gerichtet, ufflahn und den Stab von mir legen möge?

12. Antwort: Herr Seckelmeister, ich urtheile uf mynen Eid, daß Ihr nunmehr genug gerichtet, ufflahn und den Stab von euch legen mögind!

Herr Seckelmeister: Helse ihm Gott.

Ende.“ —

Ja, helf Gott ihm, dem armen Sünder, wenn beim Urteilspruch die Rathausglocke angezogen wird zum Zeichen, daß wieder einem das Leben abgesprochen worden. Von der Laube des Rathauses herab wird das Urtheil der Stadtrichter durch den Gerichts- oder Stadtschreiber der unten harrenden Menge verkündet. Der Wortlaut der Todesurtheile des 16. und 17. Jahrhunderts gefällt sich noch immer in dem plastisch-bilderreichen Schmucke der mittelalterlichen Gerichtssprache. Haben die Richter auf „Tod mit nasser oder blutiger Hand“ erkannt, wie die Enthauptung auch genannt wurde, so lautete die Todesformel: „da soll man zwei Stück aus ihm machen und soll das Haupt das mindere Stück sein.“ Oder es wurde angeordnet, „daß die Straße zwischen seinem Haupt und Körper blutig rinne, daß das durch ein Rad gehen möge“ (Sursee 1595). Oder: „also daß (man) ihm soll abhauen sein Haupt und aus ihm in einem Schlag zwei Stücke machen, daß zwischen Haupt und Leib mag passieren ein frei Wagenrad“ (Luzern 1759). Oder: „es sollen zwei Stücke aus ihm gemacht werden zwischen Achseln und Ohren, daß man zwischen den zwei Stücken gehen und reiten mag“ (Rempten 1381) u. s. f. Ähnliche Wortspiele und verblühte Wendungen waren auch in die Urteilsprüche für Hängen, Rädern und Verbrennen eingestreut.

Aber auch damals schon war keine Gerichtsbarkeit so streng, kein Richter so hart, keine Formel so unerbittlich, daß nicht ab und zu auch eine Bessignadigung als Rettungsinsel inmitten dieses Blutmeeres der alten Kriminaljustiz zu finden wäre. Eine mit Rücksicht auf das jugendliche Alter, auf das Geschlecht oder auf die Angehörigen und einflußreiche Fürbitter gewährte Gnade war es schon, wenn der Richter die auf Hängen oder Verbrennen erkennende Todesstrafe in die weniger schimpfliche Todesart des Enthauptens umwandelte, wenn er das Zwicken mit glühenden Zangen, diese zumal bei Herenhinrichtungen häufige Begleitstrafe, erließ, wenn er ferner beim Feuertode

Abb. 96. Zug zum Richtplatz, 17. Jahrhundert. Kpfr. von A. Boener. Nürnberg, Germanisches Museum.

zur Beschleunigung der Erlösung aus den Qualen „ein säcklin schießpulver“ an den Hals der Verurteilten zu hängen verordnete. Ein Gnadenakt des Richters ist es, wenn er dem Verurteilten im Todesurteil ausdrücklich einen letzten geistlichen Trost bewilligt, ja ihm bisweilen eine Testierfreiheit über die zurückgelassene Habe zugesteht, nicht zu vergessen die fast gesetzlich gewährleistete letzte willige Wahl und Zusammenstellung eines Menu im sogenannten Henkermahl am Hinrichtungstage. Bisweilen ließ der Richter sich auch so weit rühren, daß er der Vergünstigung eines ordentlichen Begräbnisses Raum ließ, an Stelle des bloßen Verscharrns des Kadavers auf dem Schindanger. Nicht immer erfolglos sehen wir die Angehörigen des Verurteilten dann und wann bemüht, vom Richter die Gunst zu erbitten, daß der Scharfrichter weder vor noch nach der Hinrichtung den Angeklagten berühren und dadurch die Unehre

für die Familie nicht noch vergrößern möge, oder daß die Schandglocke nicht angezogen oder überhaupt Ort und Zeit der Hinrichtung dem Volke nicht bekannt gegeben werden. Häufig sind gnadensvolle Umwandlungen der Leibesstrafen in Geld- oder Freiheitsstrafen, worin schon die mittelalterliche Zeit mit dem Loskauf von Blutstrafe vermehrt des Bergeldes vorangegangen war. Um so seltener waren in der alten Justiz Vollbegnadigungen, wie die Hinrichtungsstatistik jeder beliebigen, auch der kleinsten Stadt, zu erweisen im Stande ist. In Winterthur wurde beispielsweise vom Jahre 1501—1598 auf dem Rathause nicht weniger als 63 Mal Blutgericht gehalten, auf welche Zahl nur vier Begnadigungen entfielen. Ein um so freudigerer Hoffungsstrahl durchjuckte daher die Amnestiebedürftigen jener Zeit, wenn der Besuch des Kaisers oder Königs einer deutschen oder schweizerischen Stadt bevorstand, ja

man darf fast sagen, daß die Verurtheilten und Verbannten wohl die einzigen waren, die sich aufrichtigen Herzens auf die dem städtischen Geldsäckel oft recht nahe tretenden Durchreisen eines Gekrönten freuten. Ihm, der wie kein zweiter es in seiner Hand hatte, Straf- und Todesurtheile zu entkräften, zu widerrufen, zogen die aus der Stadt Verbannten als die ersten Grüßenden entgegen, um den Hügel des Königspferdes zu erfassen und so mit dem Herrscher sichern und freien Fußes in die Stadt zurückzukehren; brachte ja ein bloßes Berühren und Küssen des fürstlichen Gewandsaumes, wenn dies vor Zeugen geschah, allein schon die nachgesuchte Gnade.

Ähnliches wie das gekrönte Haupt vermochte aber bisweilen auch die Fürbitte einer Deputation, die sich aus gesegneten Leibes gehenden Stadtfrauen rekrutierte, wie überhaupt das alte Recht gegenüber Frauen in anderen Umständen — „Hefen“ ausgenommen — recht zartfühlend war. Wunder wirkte zuweilen aber auch die Unschuld einer deutschen Jungfrau, wenn sie unerschrockenen Herzens die gaffende Menge durchschritt und aus der Hand des Richters — zuweilen im letzten Momente vor dem Kopfschlag und angesichts des schon gezückten Richterswertes — den Verurtheilten „um der Liebe Christi willen“ zum Ehe- und Lebensgespan sich erbat, mit gleichzeitigem Gelohnis, den Schuldbeladenen mit der Zeit wieder gut und ehrenhaft zu machen. An einem solchen Heroismus des deutschen Weibes und der christlichen Nächstenliebe brach die Genickskarte der alten Rechtspflege, und die edle Jungfrau führte den Erretteten als Preis ihrer Tugend heim ins Brautgemach. Es fand so die im Mittelalter lebendige Sage vom mitleidvollen Fürbittenden Weibe des römischen Landpflegers in deutscher Seele diese Art Wiederhall. Nach angestellten Stichproben darf eine Reihe schweizerischer und deutscher Städte sich rühmen, eine Ehrentafel solcher Liebeswerke edelsinniger Jungfrauen in ihren Archivschränken — zum Teil ohne nur darum zu wissen — eingeschlossen zu haben. Edelsteine, die verklärend und versöhnend herüber leuchteten aus einer Zeit, die wie sonst keine es verstanden, aus dem Laster eine Tugend zu machen und dabei naiv-aufrichtig zu bleiben, in schmutzig-schwarzer

Schlacke reinglänzendes Gestein mitführend. Erinnert das genannte Vorrecht jungfräulicher Keuschheit an die Nacht der heidnischen Vestalinnen Roms, so kannte die alte Justiz noch ein anderes Privilegium der Begnadigung, das in den Händen des Scharfrichters selbst lag, der sich jedes zehnte Opfer als sein freies Eigen erbitten durfte. Wie tief das Bewußtsein dieses Vorrechtes in der Scharfrichterseele wurzelte, hat der mitleidige Henker im alten Zürcherkriege bewiesen, der bei seiner pflichtmäßigen Abschachtung der Besatzung von Greifensee inmitten des Blutbades nach der neunten vollzogenen Hinrichtung innehielt und,

hundert zu Köln gleichfalls ein Dienstmann des Erzbischofs durch einen solchen Fadenverschluß in Haft gehalten. Auf diesen uralten Rechtsbrauch spielt das Entlebucher Tellenlied im Hinblick auf die Gefangenschaft des Falkenwirtes Hurter im Luzerner Bauernkriege des Jahres 1653 an, wenn es heißt:

„Im Spittel auf dem Laden
Da sitzt er g'fangen Tag und Nacht
An einem seidnen Faden
Wie ihn der Schlosser macht.“

Abb. 98. Gefangener im Fußblock. Holzschnitt aus: Aesop, deutsch von Steinhövel. Ulm, Zainer, ca. 1475.

wenngleich vergeblich, auf altherkömmliches Henterrecht sich berufend, jeden zehnten Mann der unglücklichen Opfer sich heraus erbat.

Neben den vorgeführten Lichtpunkten der Begnadigungsformen nehmen sich die gleichzeitigen Strafarten und Hinrichtungsszenen noch düsterer und schwärzer aus als sonst schon; und doch gehören die — hier in möglichster Bedrängtheit und absichtlicher Beschränkung — wiedergezeichneten Charakterzüge dieses Blutdramas der richterlichen Thätigkeit aus alter Zeit notwendig mit zur abschließenden Abrundung unseres Themas.

Während in früherer Zeit die Hinrichtung unmittelbar an die Urteilsfällung sich angeschlossen, hat die neuere Zeit jeweilen mit Vorliebe einen Tag dazwischen geschaltet, den der Verurteilte in der Gefängnishaft zur Vorbereitung auf seine letzte Stunde zu benützen hatte. Als Seitenstück zur erwähnten Umfriedung des altdeutschen Gerichtsplatzes ist aus frühester mittelalterlicher Zeit der symbolische Verschluß des Kerkers vermittelt eines Seidenfadens erwähnenswert. Über ein derartiges Einbannen der Gefangenen berichtet W. Wackernagel aus dem 13. Jahrhundert, wonach der Baseler Schultheiß einen bischöflichen Dienstmann im roten St. Ulrichsturm einsperrte, indem er den Eingang des Gefängnisses mit einem Seidenfaden umspannte, dessen beide Enden mit Wachs versiegelt waren. Nach Grimm ward im 12. Jahr-

Wie die alte Gerichtsversammlung aber doch zu Stein- und Holzschranken Zuflucht nahm, so mußte der Richter schon früh zu Eisengittern und festgefügt Gefängnissen greifen, und noch heute erweisen die mittelalterlichen Burgverließe, wie auch die licht- und luftlosen Blockgefängnisse, wie wenig Vertrauen die Gerichtsbehörden mehr in die Wunderkraft des Seidenfadens setzen mochten. Früh finden sich bildliche Darstellungen, welche uns die Gefangenen an Fußblöcke festgeschlossen zeigen; ebenso auch schon jene Gefängnisse, die mit ihrem turmartigen Aufbau eine Art freistehender Stein- und Eisentäfige bilden, sog. Laubhüschchen, weil sie auch zur Ein-

Abb. 99. Tollhaus mit Wache. Holzschnitt aus: Hieronymus, Leben der Altväter. Straßburg, Grüninger, 1507.

Abb. 100. Mittelalterlicher Typus eines Blutgefängnisses in Neuenburg in der Schweiz.

schließung Töblicher und Irren ver- wendet wurden. Mit beginnender Neuzeit setzen dann auch schon Architektur und Technik mit den ersten Anläufen zu den modernen Schöpfungen der Gefängnispaläste ein, deren Ideal wir in heutiger Zeit an vielen Musterbauten nach allen Ansprüchen der Gesundheitslehre und der öffentlichen Sicherheit verwirklicht sehen. Ein Blick auf die wenigen beigegebenen Bilder genügt, um auch auf diesem Gebiete den Übergang vom Mittelalter zur Humanität der modernen Zeit augenfällig zu machen.

Unter den Klängen des Armsünderglockens und von einer Eskorte von Stadtwachen und Henkersknechten umgeben, fährt der Karren des Abdeckers den Verurteilten hin zur Richtstätte, bei oft gewaltigem Zudrängen des Volkes, das zuweilen bei sensationellen Hinrichtungen auf Wasgen, wie zu einem Schauspiel, meilenweit herkam. Vor der Armen Sünderkapelle hält der Zug dann an, woselbst vor dem Madonnenbilde nochmals des Verurteilten Neue erweckt und Gottes Barmherzigkeit für ihn erfleht wird; an diese Bildstöckchen, die jeden alten Galgenweg zierten, erinnern vielerorts noch heututage die Be-

zeichnungen: Armsündersteg, Gotterbarmweg, Misericordienplatz u. s. f.

Der schwere Augenblick ist gekommen; die Hände gefaltet, Hemd und Rock über die Achseln zur Freihaltung des Nackens zurückgestülpt, kniet der Verurteilte da, des Todesstreiches gewärtig. Der Scharfrichter zieht ihm die Mütze über Gesicht und Augen, nimmt seitlich oder von hinten seine Stelle und hebt zu sicherem Schlage seinen mächtigen Zweihänder oder Flamberg. Als ordentliche Zeugen haben die abgeordneten Richter und Vertreter des Klerus im Ringe Stellung genommen, den ein soldatisches Fähnlein gebildet, und hinter dem sich die neugierige Menge im Kreise aufschließt. Ein Korb ist zur Aufnahme des Kumpfes auf den Darstellungen oft gleich mitgezeichnet, wie auch schon die Grube zur Verscharrung des Leichnams abseits sichtbar ist. Das auf Brückensiegen mit Vorliebe vorgenommene Richten entthob dieser weitem Mühe, indem der wankende Kumpf, dem Kopfe nach folgend, schlechthin über den Steg ins Wasser gestossen wurde. Das ganz früh gebräuchliche Niederlegen des Hauptes auf einen Holzblock hat im ausgehenden Mittelalter der Erfindung der

folgenden Hinrichtung dieses Ver-
sprechen „Kurze Not“ auch auslöse,
darüber wachte das umstehende
Volk: hatte doch der Henker bei
seinem Amtsantritt eidlich geloben
müssen, „kunstfertig zu richten“.
Es sieht daher auch die Carolina,
Karls V. berühmte und weithin
herrschende peinliche Halsgerichts-
ordnung in ihrem 98. Artikel eine
Zeremonie vor, in der nach voll-
zogenem Hauptabschlag der
Scharfrichter mit dem bluttrauchen-
den Schwerte vom Schafotte
herunter die anwesenden Vertreter
der Justiz zu begrüßen und an sie
die Frage zu stellen hatte: „Habe
ich recht gerichtet?“ worauf der
Richter urteilte: „Du hast gerichtet,
wie Urteil und Recht gegeben, und
wie der arme Sünder es ver-
schuldet hat“, worauf der Henker
mit dem Lobspruch schloß: „Dafür
danke ich Gott und meinem Mei-
ster, der mir diese Kunst gelehrt.“
Dieser Dankspruch ist begreiflich,
wenn man weiß, wie leichtlich die
zuschauende Menge bei fehlerhaf-
tem Richten zur Furie wurde,
deren ganzes Wüten sich gegen

Abb. 101. Hinrichtung durch Fallbeil. Holzschnitt von L. Cranach
(1472—1553). München, Kupferstichkabinett. B. 48.

Fallbeilmaschine den Weg gewiesen, deren An-
wendung einige Jahrhunderte später wieder in
der Guillotine aufgetaucht ist. Diese Erfindung
mochte in erster Linie dem Henker selbst erwünscht
gewesen sein, der mit Wangen dem Momente ent-
gegensah, wo er im Schwertstreich rasch „absetzen
sollte“, wie das Köpfen in der Kunstsprache der
Scharfrichter hieß. Wehe dem Henker, wenn er
zu einem zweiten oder gar dritten Hiebe ausholen
mußte! In einem Akt formeller Höflichkeit trat
jeweilen der Scharfrichter in dem bedeutsamen
Momente vor den armen Sünder, ihn um Ver-
zeihung bittend für das Leid, das er im Namen
der Gerechtigkeit ihm nun zufügen müsse und das
er mit dem Spruche:

„Kurze Not, sanfter Tod, Gnade bei Gott“
zu lindern suchte. Daß er in der nun gleich

den Scharfrichter lehrte, ihn vogelfrei zu er-
klären und in Stücke zu reißen drohte, so daß
es der militärischen Schutzbedeckung oft nur
mit Mühe gelang, dem Lynchfieber des Volkes
den Henker zu entreißen; derart schlugen die ge-
reizte Stimmung und der glimmende Haß des
Volkes gegen den Scharfrichter angefehts eines
unglücklich zerhackten armen Sünders in hellen
Flammen auf. Dazu trat das empörende Be-
wußtsein, daß der Hingerichtete durch dieses un-
geschickte Richten mehr des Leides habe erdulden
müssen, als er verdient und als auch der Nicht-
spruch ihm zugeteilt hatte. Die Behörde ihrerseits
strafte ab und zu ungeschickte Scharfrichter mit
Amtsenthebung; sonst aber that sie ihr Bestes, den
Verfolgten gegen die Unbill des Volkes zu schützen.
So ließ sie in vorbeugender Berechnung vor der

Tab. 102. Einrichtung zu Prag 1621. Gleichzeitiges Spf. Nürnberg, Germanisches Museum.

Hinrichtung den sogenannten „Scharfrichterfrieden“ verkünden, der unter schwerer Strafe jede Vergewaltigung oder Verletzung des Henkers verbot; ferner gab sie ihm auf den Richtplatz das erwähnte Schutzgeleit mit. Auch wurde analog der „Einfriedung“ der alten Dingstätten der Richtplatz durch Barren und Schrankenwerk eingezäunt und vom umstehenden Volkstring abgesperrt. Verschiedene Fälle sind uns überliefert, bei denen

eine gewisse Weichmütigkeit angesichts des in Todesnöten zitternden und wehmütig zum Henker aufschauenden armen Sünders das Auge des Scharfrichters unsicher, seine Hand und Kraft lahm gemacht hat; gegen den sogenannten „bösen Blick“ des Opfers, der nach dem alten Glauben in die Seele drang und es einem anthat, suchte der Henker sich durch jene oben erwähnte Mäße zu wappnen, die er dem armen Sünder über das

Gesicht zog.
Kein Wunder auch, daß in den Henkersippen das Rezept eines sogenannten „Kraftelixirs“ mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit vererbt wurde, dessen Trunk dem Scharfrichter Mut und Sicherheit des Armes geliehen und ihn gegen jede Zaubervirkung des bösen Blickes, gegen jede Nührung des Herzens und Willeis des Gefehs haben soll.

Eine eben so empfindliche als schimpfliche Strafe war das Hängen, so daß sie gerade bei

Abb. 104. Richtplatz mit Darstellung einer Hinrichtung. Im Hintergrund Scheiterhaufen. Kpfr. aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Hamburg, Stadtbibliothek.

den infamsten Verbrechen, wie Landesverrat, Überlaufen zum Feinde, in Anwendung kam. Die im Laufe der Zeit immer häufiger getroffene Umwandlung der Galgenstrafe in jene des Richtschwertes muß daher vom Standpunkte des Rechtshistorikers aus als das Behen eines modernen und humanen Richtergeistes gedeutet werden. Es ist bezeichnend, daß der Scharfrichter, wo immer thunlich, zur bessern Wahrung seiner „Meisterwürde“ das Aufknüpfen dem Folterknechte überließ, wie auch mit dem Begriff Henker ein höherer Grad von Unehre verknüpft war als mit dem eines Meisters der Scharfrichterkunst. Dieser Anschauung über das Schimpfliche des Hängens wie des Räderns liegt zweifelsohne jener Zug zu Grunde, der von der Antike her bis auf uns das menschliche Fühlen nicht verlassen hat und wonach wir es doppelt schmerzlich empfinden, einen uns lieben Toten oder auch dessen Asche nicht der Erde beigesetzt oder sonst ehrenhaft verwahrt zu wissen. Indem die alte Justiz den Gehängten über der Erde verwesen ließ — den Vorüberziehenden zum Schrecken und zur Freude der Maskeier —, hat sie den Schmerz der Ange-

hörigen vermehrt, die Strafe und deren Schimpf verschärft. Die attische Tragödie hat in der „Antigone“ die heroische That der schwesterlichen Liebe verewigt, die starkmütig genug war, mit dem Preis des eigenen Lebens und Leibes die Liebesthat zu erkaufen, es zu wagen, den teuren Leichnam mit Erde decken zu können. Gleichwie der Starrsinn Kleons und auch sein Beerdigungsverbot Fortsetzer im Mittelalter gefunden, so hat auch die gepriesene Antigone ihre Nachfolger, wenngleich bisher noch keine Feder dieser letzteren gedacht hat, zumal ihre Namen noch im Staube der Archive verborgen liegen, — wenn nicht gar im Meere unaufgezeichneter Vergangenheit auf immer untergegangen ist, was manch eine liebende Schwester oder ein braver Sohn im Schutze der verschwiegene Nacht zur Bestattung des schimpflich am Galgen vermodernden Bruders oder Vaters gewagt. Da sei wenigstens folgender vergessene Fall aus dem 16. Jahrhundert der schweigsamen Urkunde entrisen, wonach zwei Brüder zu Freiburg in der Schweiz entgegen dem richterlichen Verbote es unternahmen, die Leiche ihres unglücklichen dritten

Bruders im Dunkel der Nacht vom
zulösen, um ihn zu beerdigen. Das
des Gerichtes überraschte die Beide

am Morgen die Tags zuvor Aufgeknüpften am
Boden gefunden wurden, nachdem eine barm-
herzige Hand die Toten über Nacht vom Galgen

Abb. 106. Ansicht von Jena mit einer Hinzufügung. Spfr. aus dem 18. Jahrhundert. Nürnberg, Germanisches Museum.

Eisenkäfig in die Lüfte reichen, der einen dem Hungertode Geweihten umschließt. — Bis in

anzudeuten, daß sie beide an Raubgier einander gleich sind" (Grimm).

Mit dem Hängen verwandt ist die grausame Strafe des Räderns, wobei der Leib mit einem schweren Rade „zerbrochen“ und

Speichen	Aufs
tene litten	vieler
Fälle noch	isliche

Abb. 107. Darstellung des Räderns. Holzschnitt aus: Stumpf, Schweizerchronik. Zürich, Großhauer, 1548.

einen eigenen Gerichtsstand und Blutbann — hatten die Städte nichts eiligeres zu thun, als dieses Vorrecht durch Aufstellung eines Hochgerichtes oder Galgens an erhöhter Stelle vor der Stadt männiglich kundzugeben. Darum dürfen auch diese bekannten Silhouetten der Galgen auf den alten Städtebildern nicht fehlen; bisweilen hat der Zeichner als belebende Staffage eine volle Ritterszene mit ihrem ganzen Graus und Schrecken hineingeschmuggelt, oder es baumelt allein der letzte gehängte ganz oder nur mehr in Bruchstücken am Galgen. Bald sind es die ganz einfachen Formen des Knies oder Winkelgalgens,

richte; — nicht zu vergessen jene Luxusbauten, die als eine Art Vereinigung von Galgen und Haftzelle auf hochanstrebendem Eisenwert und Mauergrund einen

Abb. 108. Darstellung des Berfängens. Holzschnitt von Lucas Cranach (1472—1553). München, Kupferstichkabinett. B. 46.

Abb. 109. Darstellung der Strafen. Verbrennen, Hängen, Blenden, Aufschlitzen, Rädern, Auspeitschen, Enthaupten, Handabhauen. Holzschnitt aus: Tengler, Laienspiegel. Mainz, Joh. Schöffer, 1508.

Abb. 110. Das Viertellen. Holzschnitt aus: Livius, Römische Historien. Mainz, Joh. Schöffer, 1514.

1581 zu Bergkessel Geräderter lebte bis auf den 9. Tag; er wurde täglich „mit gutem Getränk gestärkt“, wie es heißt, wohl um seine Marter auszu dehnen.

Anderer Todesarten waren das Zersägen bei lebendigem Leibe, das häufig angetroffene Viertellen entweder durch das Messer des Henkers, der das Opfer im buchstäblichen Sinne ausweidete, das Herz aus dem Leibe nahm und Glied um Glied kunstgerecht trennte — „zerliden“ (Weilage 13) — oder durch gewaltsames Auseinanderreißen des Körpers durch angespannte Pferde (Abb. 29. 110). Dem Baumschäler und Pflugräuber sollte man nach Grimm „den bauch aufschneiden, ihn an eine seule binden und mit den därmen darum treiben („ausdärmen“), bis er keinen mehr in sich behält“, ein Urteil, das indessen kaum ernst oder im vollen Umfange des Wortlautes gegolten haben mag.

Über zwei merkwürdige Todesarten, deren erste zugleich als mildernder Strafvollzug in Rücksicht auf das jugendliche Alter aufzufassen ist, giebt ein in Strophen aufgebautes Flugblatt aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts Aufschluß, das die Abstrafung einer Rottte Heren und Herenmeister am 2. Februar 1718 zu Kessenbrunn bei Köln zum Thema hat. Es heißt daselbst folgendermaßen:

„Die Exekution ging an, die Jüngsten mußten erst dran, was unter zwanzig Jahr, die that man setzen in ein Bad, die Aldern ihnen geschlagen hat. Und ließen sie bluten zu todt; die andern lebendig hat man auch durch das Feuer verbrennt, aber die Herenkönigin sammt ihrem Sohn das mußten ansehen.

Was die gelitten für Schmerzen groß, für sie hat man ein eisern Roß, dasselb war innen



Sacke ertränkt. — Die
 Todesstrafe des Lebendigs
 begrabens wurde vorzugs-
 wiesend Mädchen,
 und Kinders-
 zuerkannt;
 es lag hier die Rechts-
 anschauung zu Grunde, die
 Schande der Schwänge-
 rung oder ihre Begleitver-
 brechen seien dadurch zu
 decken und zu sühnen, daß

Abb. 111. Ertränkung eines Verurtheilten in Wien 1592. Kpfr. von Jan Lupken
 München, Kupferstichkabinet.
 hohl, die Königin schmidt man darauf, mit Kohlen durch die Erde ihr in den ?
 wars gefüllet aus. Rohres noch auf einige Tage
 Mit Feuer war solches anzündt, mit Blas- zugeführt wurden, wenn nicht
 bälgen man macht mehr Wind, daß immerglühend graben die Strafe der Pfählung verbunden war,
 war, es währete wohl
 drei ganzer Stund, eh' sie
 ihr leben enden konnt.“
 (Scheible, Schaltj. III, 638.)
 Das Ertränken in einem

Schlange (Matter) im
 Abb. 112. Ertränkung in Haß oder Sack, 1560. Kpfr. von Jan Lupken.
 München, Kupferstichkabinet.

wobei das Herz der Geschwängerten oder auch des Notzüchters mit einem gespigten Pfahl durchbohrt wurde. Das Verbrennen „zu äschen und pulver“, das oben erwähnte „Reiten im Feuer“ oder auf dem „eisernen glühenden Pferde“, einem Roste oder auf einer „härde“ (Scheiterhaufen) war die Strafe für weibliche und unmündige Mordbrenner, für Reger, Giftmischer,

für „Hexen und Zauberer“, namentlich auch für Sodomiterei, wobei der Schuldige oft in eine Ochsenhaut eingenäht und dann angezündet wurde. Eine Art Lebendigbegrabens war auch das „Einmauern“ von Verurteilten in einer nicht nur bildlichen, mit Einkerkierung gleichwertigen Anwendung, sondern in der wörtlichen Ausführung, wie diese namentlich durch einige schweizerische

Beilage 12 u. 13. Enthauptung (S. 101) und „Ausdärmen“ (S. 110). Miniaturen aus: Diebold Schilling,
Schweizerchronik. Handschrift 1484. Luzern, Bürgerbibliothek.

34

wie dem Verbrähen in siedend heißem Wasser oder Öl, dem Verbrennen der Eingeweide durch eingegossenes Blei u. s. f. Dem tödlichen Ausgang dieser Lebensstrafen kommen die schrecklichen Folgen und Leiden verschiedener bloßer Leibesstrafen nahe; dahin gehört das Skalpieren des Kopfes samt den Haaren oder Schinden am Leibe „mit haut und haar“, eine an Fremdlingen vollzogene Strafe. Daran erinnert die Marter des „Riemenschneidens“ aus lebendigem Leibe zu Tortur- und Strafzwecken. Die Strafordnung des Kaisers Josef I. verlangt, daß die Riemen bis zu den Fersen heruntergeschnitten werden sollen; bei schwereren Vergehen wurden zudem die blutenden Wundrinnen noch mit Pfeffer und Salz eingerieben. Die interessante Bilder- und Flugblätter-sammlung Wiciana auf der Stadtbibliothek Zürich zeigt auf einer Flugschrift aus dem 16. Jahrhundert in Wort und Bild die 1581 an einem Mörder aus der Neumark in Nürnberg vollzogene Strafe des Riemenschneidens. „Drey tag“, heißt es, „hat man ihn gepeiniget, zum ersten: Riemen aus seinem Leib geschnitten und heiß Öl drein gegossen, den andern Tag: die Solen an Füßen

Abb. 114. Die Strafe des Riemenschneidens. Zeichnung nach einer Abbildung in der Wiciana 1581.

Blutgerichtsordnungen belegt ist. Die alte Zürcher Strafordnung aus dem 15. Jahrhundert befiehlt, „daß N. N. unser statbuwmeister und N. unser Ratsfrund an fuoglichen enden, so inen gefalt, den genannten N. vermuren lassen sollint, also daß ihn Sonn noch mon lebendig niemer mer beschyne, und dhein gesicht in noch us haben, dann oben ein löchli, da der dunst etwas von ihm gon und man ihm das Essen hinin geben mug, und suß niemas mit ihm zuo Rede kommen, und des tags einmal zuo Essen geben, und er also darin ligen und bliben, bis er erstorben ist...“ Die richtige Abschätzung der Dauer dieser Marter dürfte in der Mitte zwischen dem von Dsenbrüggen („Studien zur deutschen und schweizerischen Rechtsgeschichte“) vermuteten Monate und Jahre langen Siechtum und dem von Kriegl angenommenen, schon auf den 2. oder 3. Tag berechneten Verscheiden zu suchen sein. — Außer diesen aufgezählten be- gegnen wir noch einer Reihe anderer Lebensstrafen,

Abb. 115. Das Blenden durch ein spitzes Eisen. Kpfr. aus: Martini, Plan von Luzern, 1597.

ändert" u. s. f. damit ver-
te Fleischaus-
den aus der
en Brust als
d zu verlangte,
gleich vielleicht
nicht ausge-
! Strafe für
Schuldner hat
ntlich Shafe-
spear in sei-
nem „Kauf-
mann von
Venedig" den
Untergrund
echt dramati-
scher Züge
mit der
markanten
Figur des

Hamburg, Kunstgewerbemuseum.

Juden
Shylock

geliehen. — Das von alters her bekannte Blenden bestand in einem Ausstechen („ausbrechen") der Augen oder in dem Durchstoßen der Augäpfel vermittelt eines spigen Eisens, so daß sie ausstießen. Dieser Strafe verfielen jene, welche hinterlistig ein Gesetz umgingen, oder die wiederholt auf der „Kundschaft" als Spione ertappt wurden. Das Abschlagen der Hand war eine der häufigsten Verstümmelungsstrafen, wobei dem Schuldigen die auf einem Holzblock festgehaltene Hand in denkbar rohester Weise durch einen Beilschlag abgetrennt wurde. Meistens wurde die rechte Hand hiervon betroffen, weil auch das Vergehen, die Verwundung Anderer mit deren Hilfe geschehen war, woher die starre Formel des Richters: „so sol man ihm die hant abschlagen, damit er es getan." Die Strafordnung Winterthurs aus dem Jahre 1412 enthält u. a. folgende Verfügungen: „um ein Nachtschad ist die Buß 10 £ oder — die Hand: oder wer des Tags dem andern in seinen Weingarten gieng, auf seinen Schaden, ist auch die Buß 10 £ oder — die Hand." Wer die Gerichtsordnung durch-

brach, Verurteilten zur Flucht verhalf, Gehängte ablöste, küßte dies mit dem Verlust der Hand. Hierzu gehörten die anderen Strafen der Verstümmelung, wie Abschneiden der Nase, der Ohren, der Schwörfinger; das Ausbrechen der Zähne u. a. m., Züchtigungen, die zugleich den Charakter von Ehrenstrafen an sich tragen. Den meisten dieser Züchtigungen liegt zudem ein symbolischer Kern zu Grunde. Das Ausschneiden der Hoden in der Strafe der Kastration sollte die schimpfliche Entmannung bringen und so eine Art Kasteiung für Unzüchtige als geschlechtliche Freiheitsstrafe bedeuten. Auch Juden, die mit Christenfrauen sich fleischlich vergingen, wurden derart bestraft, so befiehlt z. B. das Mainzer Strafrecht: „da sol man dem juden sein ding abesniden und ein aug auststechen." (Grimm.) In gleich symbolischer Weise wurden

München, Kupferstichkabinett.

Abb. 118. Das Ausstellen in der „Trülle“ zu Bern 1780. Kupfer aus: Zurlaufen, tableaux topographiques. die Wiedertäufer durch die „Wassertaufe“ des Schwemmens gebüßt, indem ihre Verurteilung lautete: „Sie sollen in dem bestraft werden, worin sie sündigten, — durch die Wiedertaufe.“ Hierbei wurden sie gleich den geilen Dirnen und Ehebrecherinnen an einem Seil von der Brücke her unter ins Wasser geworfen und weiter unten wieder aufgefischt; oder der Henker zog sie in einem Schiffe an der Leine flussabwärts, von Zeit zu Zeit ihren Körper mit dem Stocke unter die Wasserfläche stoßend. Über diese, das Vergehen versinnbildlichenden Strafweisen und die damit verbundene gleichzeitige gerichtliche Brandmarkung sagt Paracelsus in seiner Dissertation: „de signatura rerum naturalium“, diese Zeichen seien dazu gut, damit man sich zu hüten wisse, „da einer einen Brand, ein Zeichen an der Stirne hat, ein Anderer am Backen, ein Anderer hat die Ohren nimmer, der Andere etliche Finger verloren, die Zunge verloren. Diese henkermäßige lästerliche Zeichen alle, ein jedes sein besonderes Laster anzeigt. Das Brandzeichen unter dem Angesicht an einer Frau gemeinlich Diebstahl bedeutet; Verlierung der Ohren desgleichen. Verstümmelung der Finger zeigt gemeinlich einen falschen Spieler an; nur eine Hand einen Eidbrecher; Verlierung des Zweifingers einen Meineidigen. Kein Auge: falsche, subtile und spissfündige Mißhandlung. Keine Zunge haben zeigt an: ein Götterlästerer, falscher Kläffer, oder dergleichen.“ Ein solches Einbrennen der Vergehen auf Lebenszeit kam der alten, polizeiarmen Justiz und besonders den Richtern und ihren Organen als Erkennungsmittel für Vorbestrafungen und für die Überwachung der Verbrecher, die über ihren Lebenslauf so niemanden hinwegtäuschen konnten, sehr zu statten. Und doch soll dies die Gaunerin Sophia Meyers, genannt die Falsette, nicht gehindert haben, die Ehe mit einem Patriziersohne aus Lübeck einzugehen, der zu spät erst das ihm verheimlichte Klosterverbot auf dem Rücken der Geliebten zu Gesicht bekam. Die im Fürstbisthum Basel-Pruntrut abgeurteilten und gezeichneten Übeltäter hatten die Ehre, den sogenannten Baseler oder Bischofsstab mit glühendem Eisen aufgedrückt zu erhalten, was man

Abb. 119. Verurteilung straffälliger Frauen zum Straßenfrondienst im 18. Jahrhundert zu Wien.
Kpfr. Wien, Historisches Museum.

hieß: „brûler sur l'espalie avec crosse de Basle bruslante.“ Dem Zwecke entsprechend wurde dieses richterliche Rainszeichen mit Vorliebe auf der Stirne oder Wange eingebrannt. Das Ausstellen am Schandpfahl, das Einspannen ins Halsseisen bietet uns ein harmloseres Bild der alten Strafweise, denn im 16. und 17. Jahrhundert trugen diese schimpflichen Schaustellungen ein belustigendes Gepräge. Auf einem rotfarbenen Kopfschild („Insel“) war das Vergehen in Schrift und Bild allen sichtbar; ja, es stand darauf selbst der böse Fluch, den der Gebäppte getan oder der Ausspruch des Lästermaules. Zur Erhöhung des komisch-tragischen Eindruckes fehlte auch das corpus delicti gewöhnlich nicht: die Schnapsflasche neben dem Säufser, das Brecheisen neben dem Diebe u. s. f., oder es lagen wenigstens sinnbildliche Attribute vor: Kuh- und Pferdeschellen wurden Lierschwänze angehängt, Schafdiebe wurden in Hammelfellen eingekleidet ausgestellt. Mägen und Diebinnen war

in Norddeutschland eine Schere zugebacht; es gab auch eine Schandausstellung „in contumaciam“, indem wenigstens die Namen der flüchtigen Verurteilten durch den Henker am Schandpfahl angekreidet wurden. Mit diesem Ausstellen, von dem man sich in neuerer Zeit durch einen oder mehrere Groschen loskaufen konnte, war häufig das Abschneiden der weiblichen Zöpfe oder das Herausschneiden schimpflicher Figuren aus dem Haupthaar zur Freude der umstehenden Jugend verknüpft; bisweilen wurden diese Stellen der geschorenen Haut mit ägender Flüssigkeit behandelt, damit daselbst kein Haar mehr nachwuchs. Eine schimpfliche Strafe war auch das Tragen oder Schleppen des sog. Schand- oder Klappersteines durch die Hauptstraßen der Stadt; ferner die Anwendung des Schnellgalgens sowie die in der Schweiz noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts gebrauchte „Erdäule“ eines Käfigs, der bis zur schwindelnden Schnelligkeit um seine Achse gedreht wurde, bis der so herumgeworfene

Abb. 120. Strafen im 18. Jahrhundert zu Wien. Straßensehren, Abschneiden der Haare, Prügel. Kpf. Wien, Historisches Museum.

Eingespernte den Begleiterscheinungen der Seeskrankheit sich ergab. Zu den Ehrenstrafen ist ferner auch die Verurteilung angesehenen oder adeliger Personen zu niedrigen Verrichtungen, wie Straßengehen, Begießen u. a. m., zu rechnen, welche eine mildeste Form der Fronarbeiten der Zwangssträflinge im sog. Schellenwerk oder auf der Galeere bedeuten. — Der harmlosere Charakter dieser hier im Wilde vorgeführten Strafen sticht erheiternd und erleichternd von den vorangegangenen Blutscenen ab und läßt uns bereits ahnen, daß wir der verfeinerten Pöps- und Empirezeit zueilen, der zum Trost aber auch jetzt noch auf dem Brandaltar der Roheit im Rechtsleben die Flammen lebhaft prasseln. An dieser Stelle müssen wir rückblickend drei Erscheinungen uns zuwenden, durch welche der Geist des ausgehenden Mittelalters, entweder in seiner abergläubisch-maischeitern Seite oder der Schattierung tragischen Ernstes, nochmals mächtig zur angetretenen Neuzeit spricht; es sind dies: der Tierprozeß, der Soldatenrichter und der Henker.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der alten Justiz, daß der Richter auch die Tierwelt in den Kreis seiner Amtsverrichtungen einbezog, sei es, daß er hier über schädliches Gewürm zu Gerichte saß und einen regelrechten Prozeß — „Tierprozeß“ — führte, sei es, daß er im Blutgerichte über Wierflüßler das Todesurteil sprach und so ausführen ließ, wie wir oben richten sahen. Wie das Haustier in der alten Zeit als zu Haus und Hof gehörig auch des Rechtsfriedens der Hausgenossen teilhaftig sein sollte und daher durch die Mittelsperson des Eigentümers gleich einem Knechte bei erlittenem Friedensbruch wie Verwundung, Tötung wergeldderechtigt war, so ward in gleicher Weise das Tier zur Rechenschaft und Strafe gezogen, wo es schädigend in den Frieden oder in das Hausrecht des Menschen eingegriffen; unter anderm wurden nach Kriegts Angabe im Jahre 1553 zu Frankfurt a. M. Schweine, die ein Kind umgebracht, auf Befehl der Stadtrichter durch den Henker hingerichtet und in den Main geworfen; dergleichen wurden

in Oppenheim zwei Schweine, die ein Kind zu Tode gebissen, lebendig begraben. Wie in Ermangelung persönlicher Zeugen beim Verbrechen zugegen gewesene Haustierte als Scheinzeugen vor den Richter gebracht wurden, so traf die rächende Hand des Strafrichters auch das Tier, das dem Verbrecher zum Werkzeug gedient oder das zur Unthat „sich mißbrauchen ließ.“ Kühe oder Pferde, mit denen Bestialität begangen

laubnis der Bischöfe nach dem kanonischen Rechtsgang eingeleitet wurden. Von der Kirchenkanzel herunter verkündete der Priester unter dem Läuten der Glocken den Klagakt, das sündige Ungeziefer vor das geistliche Gericht ladend. Ein advocatus diaboli wurde für die Tiere bestellt, hier ein Raiseranwalt, dort ein Rattenfürsprecher; Klage und Gegenklage wurden vernommen und damit lange Seiten der uns noch erhaltenen Prozeßakten

Der Hummeln von B . . . stirbt als Märtyrer des Aberglaubens 1796.

Abb. 122. Lebendigbegraben eines Farnen in Schwaben als Abwehr gegen die Tierseuche. 1796. Lithogr.



sey er doch in Hoffnung, daß ihnen ein anderes Ort und Statt geben soll werden, auf daß sie sich erhalten mögen; es sey ihnen auch bey solchem Abzug ein frei sicher Geleit vor ihren Feinden ertheilt, es seyen Hund, Ragen oder andere ihre Feind; er sey auch in Hoffnung, wenn eine schwanger wäre, daß derselben

ziehen möge." Um sich den Gang des r die Kosten beim Bischof bestellten Malediktionsformel zu ersparen, half man sich auch mit dem Herumtragen von Reliquien, mit Prozessionen durch die Kreuz und Konfl erbat sich die den den wunderthätigen Hirtenstab des hl. Magnus, der von St. Gallen aus bis zur Mitte t derts durch Gebiet der die Kunde ein Erlöser unter Glockengeläute empfangen wurde. —

Neben diesem bischen Sonnenschein und Komik der alten Tierprozesse macht sich aber gleich wieder die düstere Tragik blutiger Gerichtsbarkeit — und zwar diesmal die des Soldatenrichters — breit. Vor dem 30 jährigen Kriege, ja selbst noch zu dessen das Soldaten; oder alte Lands; e r bürgerlichen G, nach deutscher in , in dem aus der Soldaten und Offiziere der Schultheiß und 40 Schöffen als militärisches

Abb. 123. Prozeß im 16. Jahrhundert. Holzschnitt von Hans Gutsenmundt. P. 29.

in Glurns weiß Scheible (Schaltjahr II, 145) zu berichten. Auf erfolgte Anklage über die Schädlichkeit der Feldmäuse wurden vorerst Zeugen, „Kundschafter“, vernommen, welche deren gemeingefährliche Wäthlarbeit beobachtet hatten. Der Prokurator verteidigte die Sache der „Tierlein“, zum Schlusse wenigstens folgende Milde rung des Urtheils befürwortend: „Im Fall aber ein Urteil erging, daß sie darum weichen müßten, so

Tragik blutiger Gerichtsbarkeit — und zwar diesmal die des Soldatenrichters — breit. Vor dem 30 jährigen Kriege, ja selbst noch zu dessen das Soldaten; oder alte Lands; e r bürgerlichen G, nach deutscher in , in dem aus der Soldaten und Offiziere der Schultheiß und 40 Schöffen als militärisches

Carl Rünermann Schultheiß.

4.

Ich bin der Schultheiß an dem Gericht/
Der den Stab am Rechten abbeicht/
Wann der Proceß einen auflegt/
Und hör was man am Rechten sagt!

Klag und antwort all wider rede/
Auff solchen sentenz das vril geht/
Dann man muß halten an dem ort/
Gut Regiment nach Gottes Wort.

Abb. 125. Soldatenstrafen. Kpfr. aus: Hardmeper, Soldatenpiegel. Zürich 1703.

Richterkollegium zur Auffindung des Urteils gewählt wurden. Der Soldatenstand war aber nicht bloß eigener Richter und Urteilsfinder, er wollte auch das Strafurteil selbst ausführen. So bildete sich in der Blütezeit des Landsknechtthums, als Analogie zur bürgerlichen Lynchjustiz, das sogenannte „Spießrecht“ der Soldaten aus, das vom 15.—17. Jahrhundert in Übung war. Es konnte dieser schrecklichen standrechtlichen Abstrafung aber auch ein ordentliches Gerichtsverfahren mit Anklage und Verteidigung vorausgehen, worauf der Delinquent von den Gemeinen ergriffen und durch die blutige Speergasse geschickt wurde, was so viel hieß als nach kaum halb durchlaufener Strecke durchlöchert und sterbend zusammenbrechen. Vor dem Antritt dieses sichern Todeslaufes mußte der Verurteilte nach altem Brauch die Kriegsgleute segnen und sie um einen raschen Tod bitten. Das zuverlässigste Wort über dieses alte „Spießrecht“ spricht Frundsbergers „Kriegsbuch“, das direkt aus dem Quell des bewegten Landsknechtthums seinen interessanten Inhalt geschöpft hat. (Abbildungen aus dem Kriegsbuch finden sich in der Monographie von Georg Liebe über den deutschen Soldaten.) Mächtigern, wie die altgermanischen Urteiler, soll die „Soldatengemein“ zum Kriegsgericht zusammengetreten, wozu der Oberste Feldhauptmann durch

den Soldatenscharfrichter oder Profos aufgebeten, welcher letzterer hier das wichtige Amt eines richterlichen Obmannes übernimmt. Er läßt die Soldaten in einen Ring zusammentreten, bringt als Wächter der Ordnung und Soldatenehre die Klage vor, giebt dem Angeklagten einen Fürsprecher aus der Zahl der Gemeinen und läßt bei eingerollten Fahnen, wo nötig unter Zeugenaußgebot, durch die vierzig als Urteiler zur Geschworenenberatung sich zurückziehenden Räte ein Urteil fällen. Nach dessen Verkündung sollen die Fahnen wieder fliegen zum Zeichen des entlasteten Soldatengewissens. Die Gasse wird gebildet, die Trommeln wirbeln. „Also schleuset ihn der Profos aus den Eysen und nimpt Urlaub von ihm, daß er ihm verzeihen soll, und was er than hat, das hat er müssen thun von wegen des Regiments, ebenso des Profossen Fürsprecher. Darnach stellt der Profos den Armen Mann für sich und giebt ihm drey Streich auf die rechte Achsel, im Namen des Vaters, Sohns und des heiligen Geists, und stellt ihn gegen den Spießen und läßt ihn laufen.“ Unter dem Rufe „Ach Liebe Brüder helft mir bald der Sach ab“, tritt der Unglückliche die Todesjagd an, bei der Hellenbarten, Schlachtschwerter und Spieße um die Wette zu einem schrecklichen Gemetzel rege werden. „Wenn der arme Mensch verschieden ist, so kniet man nieder und thut ein Gebet.“ Die Schützen geben drei Salven ab und nachdem der Profos die Abdankung gehalten, zieht der Haufe unter klingendem Spiel und fliegenden Fahnen in das „Lofament“ zurück. Aber auch diesem grausamen Spießrecht wurde der Todesstoß versetzt und zwar durch das Außerbrauchkommen der Piken und Spieße. Doch lebte im Spießrutengange — als in einer der Neuzeit entsprechenderen milden Form — ein Ableger noch fort, wobei Schlag auf Schlag auf den entblößten, in Schwielen und Wunden aufbrechenden Rücken fiel. Hier wie bei den anderen militärischen Strafarten hob sich der Soldatenstand grundsätzlich von der Folie bürgerlicher Sitte und des sonstigen Rechtswollzuges ab. Kein Soldat durfte in den Holzbloß gespannt werden, er wurde in Eisen gelegt. Kein Kriegsmann wurde am bürgerlichen Hochgericht oder gewöhnlichen Land-

galgen aufgetnüpft. Auf dem Marktplatz der Garnisonstadt prangte der „Quartiergalgen“, ins Feld wurde ein wandelnder Galgen („Schnabelgalgen“) mitgeführt. Eine schreckliche, bisweilen zur Anwendung gebrachte Todesstrafe war das Aufspießen auf einen Pfahl, der von unten, zwischen die Beine hindurch, in den Leib getrieben und nach Art eines Galgens aufgerichtet wurde. Nach dem im Jahre 1703 in Zürich herausgegebenen „Soldatenpiegel“ galt das standrechtliche Erschießen als die gelindeste und ehrlichste militärische Todesstrafe, der auch ein ehrliches Begräbnis folgen darf. Zu den gelinderen Ordnungsstrafen und moralischen Züchtigungen gehörten für Reiter das Satteltragen, das „Ausstäuben“ oder Geprügeltwerden; das Eselreiten vor versammelter Front für die Fußsoldaten, wogegen die „Artillerie-Leute“ auf „Stücken“ oder Kanonenrohren reiten mußten, wobei ihre Füße mit „Stückfugeln“ belastet wurden. —

In den oben charakterisierten Geleisen und Formen hatte sich das 16. und 17. Jahrhundert hindurch das Richterleben und die Justiz bewegt. Die unglückselige Zeit des 30jährigen Krieges brachte mit der Verwilderung der Kultur auch in der Rechtsprechung einenteils eine beklagenswerte

Verdünnung des Gerechtigkeitssinnes, andernteils eine noch üppigere Wucherung der „gelehrten“ Rabulistik hervor. Wo sich — letzterer und dem nie populär gewordenen römischen Rechte zum Trotz — die Volks- und Schöffengerichte noch bis zum 30jährigen Kriege durchgebracht hatten, erhielten auch sie nunmehr den Todesstoß. „Die Schöffen der kleinen Gerichte auf dem Lande, seit Jahren nicht zusammengerufen, blieben vergessen und vergaßen selbst ihren Beruf; die Unterbrechung, welche ihre Thätigkeit erfahren hatte, erleichterte es, sie dieser Thätigkeit der Hauptsache nach für enthoben zu erachten“ (Stölzel). Die Rohheit und Verwilderung jener trüben Zeiten spiegeln sich unter anderm namentlich in den zahllosen Hexenprozessen wieder, deren Führung und Abwicklung nunmehr der weltliche Richter dem Inquisitionsmonche abgelernt hatte. —

Als Seitenstück dieser neuzeitlichen Erscheinungen im Leben des weltlichen Richters und fremden Rechtes sei hier gleich auch jene außergerichtliche eigenmächtige „Strafjustiz“ erwähnt, die als eine Art gemilderter Ableger der Fehde und Feme bis zur Stunde in der Volksseele fortlebt und in offenen oder geheimen spontanen Ausbrüchen des überschäumenden Volkswillens sich äußert. Es ist ein

Rechtsgang und dessen Richter sich hinwegwälzt und zum selbstherrlichen Rechtspreeker, ja zum Henker selbst, überall da sich aufwirft, wo nach dem Urteil des entrüsteten Volksgewissens und empörten Volksbewußtseins die ordentliche Justiz nicht prompt oder nicht schneidig und scharf genug vorgeht. Oder es lauert dieser volkstümliche Gerechtigkeits- und Richterförm in der Vermummung sittensrichterlicher Volksgebräuche, groteskstomischer bis blutigernster Natur allen jenen Straffällen, Vergehen oder menschlichen Schwächen auf, an die, als an einen Ausfluß der privaten Moral, der Arm der staatlichen Justiz nicht heranreicht, oder die überhaupt vor dem Richter straflos sind. An diese Domäne der „Rechtssprechung“ und Kritik hat sich die Menge nur noch krampfhafter geklammert, nachdem das gelehrte Recht ihren Volksgerechten den Richterstab entwunden, das volkstümliche Haupt der Ferne geknickt und dem privaten Fehdes- und Faustrecht ein jähes Ende bereitet hat. So galt es, nunmehr in den allerdings viel harmloseren Formen volkstümlicher Sittengerichte die der Menge anstößigen Vergehen zu fassen, zu geißeln und zu brandmarken; hier im halbernsten Scherze des süddeutschen „Scheibenschlagens“, dort in der heutigen studentischen Zensurform der „Rasenmüß“, jetzt in der tragisch-ernsten Gestalt mitternächtlicher Haberfeldtreiben Oberbayerns, und wiederum im harmlosen Scheine des Fastnachtssitters, wie zum Beispiel in den Hirsmonatsgebräuchen des Entlebuch im Kanton Luzern oder im sogenannten „Woosfahren“ im schwyzerschen Ruotale, in den süddeutschen

Hier diktiert im sogenannten „Riltganggericht“ die eifersüchtige Jungmannschaft einem fremden Riltgänger zur Abtöhlung eine Wassertaufe, dort streut die böse „Fama“ über Nacht einer sträflichen Umganges bezichtigten Dorfschönen Spreu und Häcksel, in langer Zeile damit den Weg bezeichnend, auf dem der Verführer zum Dachfenster gelangte. So ist die im Volke lauernde „Justiz“ immer sprungbereit zum Richten, Tadeln, Klagen und Strafen — und dies vom Scherzspruche des Harlekins hinauf bis zur totbringenden Waffe des Haberers im nächtlichen Hinterhalte. —

Die kirchliche, mittelalterliche Verurteilung jener Verurtheilten, welche ihre Hände mit Menschenblut bes Fleckten, hat zweifelsohne der öffentlichen Verachtung der Henkersippe ein verschärftes Relief gegeben. Diese eigentümliche Anschauung des christlichen Mittelalters stellt sich in diametralen Gegensatz zu dem eingangs gezeichneten blutigen Opfersdienst und zum priesterlichen Scharfrichteramt der heidnisch-germanischen Vorzeit. Diese öffentliche Meinung des ausgehenden Mittelalters hatte die eine ihrer Wurzeln in der Ära des unblutigen christlichen Opfers, die andere griff zurück in die Infamie des Henkerstandes im antiken Rom. Das Vordringen des römischen Rechtes auf deutschem Boden trug das seinige bei zu diesem Umschlag der öffentlichen Gesinnung. Das fremde Recht führte einen verwickelten Apparat des Kriminalverfahrens mit sich: die Anwendung der Folter, eine lange Scala von blutigen Leibes- und Lebensstrafen mit schärferer Betonung des sogenannten „nassen Verfahrens“ gegenüber dem im heimischen

Scharpffrichter.

**Abb. 128. Scharfrichter im 16. Jahrhundert. Holzschnitt zu des Grafen zu Solms Kriegsbeschreibung.
Nagler W. III. 808.**

ruch überlassen oder wenn der auf die Schöffensbank gerufen mitzuraten im Urteil und dann ilen mit dem Schwert oder der (Weidrute)", wie das Freiburger als ein Nachhall aus der guten rohnzeit besagt. In diesem Zweis des angestammten Rechtes mit mischen Abkömmling rächte sich terliegende Deutschtum an dem, als gewerbsmäßig eingebrillter eben dem siegesstolzen römischen in herschritt. So stieß das deutsche n denjenigen gleich einem faulende von seinem gesellschaftlichen, der mit Schwert und Fackel und schrift das Machtwort des fremden Richtspruches in deutsches einzeichnete.

das ausgehende Mittelalter nicht bloß Verachtung und Haß, terte auch in der weichen Saite itleides. Wie es die von ihm elten „armen Frauwelins" seiner häuser der Sünden wegen, die hnen beging, bemitleidete, so be-

Abb. 129. Ein Scharwächter im 18. Jahrhundert. Kpfr. von J. M. Moq. Nürnberg, Germanisches Museum.

Rechte eingebürgerten mehr „trockenen System" der Geldbußen, des Hängens u. s. w.. Der immer häufigere Diebstahl z. B. wurde nunmehr auch mit Lebensstrafen geahndet. Es mußten die volkstümlicheren alten Exekutionen, wie das heimatlische Recht selbst, dem fremden, schulgerechten und gewerbsmäßigen Richten weichen. Ein Miniaturbild dieser Umwandlung zeigt der Zerfetzungsprozeß im Frohnbotenamt. Die Botschafterstelle des altdeutschen Frohnboten geht auf einen neuen Beamten, den mit Eivillsachen betrauten Gerichtsweibel über. Die früher ehrbare und geweihte Person des Frohn verlor, nunmehr ganz in hochpeinliche Materie getaucht, ihren Nimbus. Ein nur vereinzelter Aufflackern des alten Glanzes ist es, wenn auf der Grundlage des noch nicht ganz verblindeten Sachsenspiegels im 15., ja selbst 16. Jahrhundert da und dort bei schwieriger Findung in criminalibus dem Nachrichter der

jammerten dieselben Zeitgenossen auch die Sündenschuld der scharfrichterlichen Seele. Ums Jahr 1446 legte der Frankfurter Scharfrichter sein Amt mit der Erklärung nieder, daß er deswegen in schwere Sündenschuld geraten und Gott bitte, ihm barmherzig zu sein. Die seinem Nachfolger erteilte Instruktion betont, „der Rat wolle diesen fortan nicht mehr für jede einzelne Hinrichtung bezahlen, sondern ihm jede Woche, er möge richten oder nicht, einen Gulden geben, damit der Rat nicht an der auf dessen Geschäften ruhenden Schuld mitbeteiligt, sondern der Züchtiger allein der Diener der Gerechtigkeit sei." Und dem um das gleiche Jahr sich verabschiedenden Heilbronner Scharfrichter — einem geborenen Ulmer — schrieb der Rat zu Handen der heimatlischen Behörde ins Geleitszeugnis, „jener Mann habe sich in seinem Amte, Wandel und Wesen züchtiglich gehalten, sei aber nun durch Einsprache des heiligen Geistes von seinem sündhaften Amte zur Buße und Besserung berufen

worden; hierzu habe der Bischof von Würzburg ihm eine offene Buße auferlegt; diese habe er auch noch in Heilbronn begonnen, er wolle aber jetzt den heiligen Stuhl zu Rom besuchen, um sich daselbst durch demütige Neue Ablass seiner Sünden zu erwerben". Der Rat empfiehlt zum Schluß dieses fromme Vorhaben der milden Beisteuer der Ulmer Mitbürger.

Vom Mitleid mit dem großen Sünder zur Verachtung desselben war jedoch der Schritt klein. Alle Umstände trugen auch dazu bei, daß diese sociale Kluft unüberbrückbar wurde und blieb. Die zu dem Amte gedungenen Leibeigenen, Landesflüchtigen oder gar Verbrecher waren wenig geeignet, in den Augen der Allgemeinheit die Meinung über das Henkeramt zu verbessern, ja sie verschlechterten dieselbe noch durch persönliche Belastung. So ward die sogenannte „Schelmensippe" geschaffen und mit ihr die undurchbrochene Erblichkeit der Scharfrichter-Ünehre in den Gliedern und ihren Ablegern. Der Scharfrichter stand ganz auf der niederen Stufe der Lotengräber und Abdecker, der Väder und Gaukler. In einigen Städten Deutschlands, wie Lübeck, Bremen, Augsburg, war (nach dem Bezeugen Kriegks) das Geschäft des Henkers schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts als das niedrigste betrachtet. — Der Scharfrichter war so auf ein Niveau gesetzt, aus dem er sich nur nach Jahrhunderten wieder herausarbeiten konnte. Vom Abdecker und Wasenmeister, dem schimpflichsten Gewerbe des Mittelalters, war er ohnehin nicht mehr weit weg. An vielen Orten besorgte der Henker zur Aufbesserung seiner anfänglich noch bescheidenen Einkünfte solche Schinderarbeit. Die Kadaver der Hingerichteten hatte er doch — oder wenigstens sein Hilfsknecht — einzudecken, und so war die Brücke zur Vermischung der beiden unehrlichen Gewerbe gelegt. Wiederholt sehen wir auch die Schinder und Wasenknechte bei Hinrichtungen dem Henker kameradschaftliche Beihilfe leisten. Keiner von ihnen hatte ja dabei etwas zu verlieren!

Die Verachtung, die man auf den Scharfrichter warf, traf naturgemäß auch dessen Familie. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte sich der Verruf dieses Standes dermaßen verhärtet, daß jede Berührung mit ihm als entehrend galt und

daher ängstlich gemieden ward. Der Henker mußte mit seiner Familie außerhalb der Stadtmauer in dem eigens für ihn hergerichteten einsamen städtischen Stöckerhäuschen wohnen. Wie einem Aussätzigen ging man ihm aus dem Wege; wie jene durch Klapperwerk die ihnen sich nahenden Mitmenschen zur Flucht vor dem wandelnden Tode zu mahnen hatten, so mußte auch der Henker durch äußere Zeichen sich von der Gesellschaft ausschneiden. In Frankfurt wurde im Jahre 1543 dem Scharfrichter vorgeschrieben, zur Unterscheidung von ehrlichen Leuten in der Öffentlichkeit stets mit rotweiß-grünen Lappen am Rockärmel und Mantelarmloch, als seinen Standesabzeichen, zu erscheinen. Theophrastus Paracelsus schreibt in seiner Abhandlung: *De signatura rerum naturalium*: „Wenn, daß ein Jud ein gelbes Flecklein am Rock oder Mantel trägt, was ist solches anders denn ein Zeichen, daß jedermann ihn für einen Juden dabei erkennen soll? Dergleichen ein

CASPAR HILPERD



*Handwerker Hans in Ehren ist mein Ritt,
meinen Fuß zu setzen voran nicht
sindem auch setzen wohlgefallen
in was Gestalt ich auch hab lassen diesen Mann
vordem ich an der Handlung nicht ward Kraut
den man thut das eine Gerechtigkeit. Amen.*

*Welcher von voran sein soll fordern das Geld. Nichts ich ward zulassen den
die 17. Jahre Schuld wie ich nicht vormals: dem es ist kein Überflüssig
während die 17. Jahre zu einem roten Korb. und das ist ein an der Handlung
hat ich aus dem Korb den Korb. und das ist ein an der Handlung.*

Abb. 131. Gerichtsdienstler Hilperd. Kpfr. nach einer Zeichnung des 17. Jahrh. Berlin, Reichspostmuseum.

Scherg oder Büttel an seinem getheilten Rock oder der Farbe im Ärmel zu erkennen ist". — Selbst dann, wenn der Scharfrichter sein schimpfliches Gewerbe aufgegeben hatte, mußten gewisse Unterscheidungszeichen noch weiter an die uneheliche Vergangenheit gemahnen. Und seine eigenen Kinder mußte er zum Unterschiede von der ehrlichen Jugend als uneheliche Sprößlinge kennzeichnen, wie Paracelsus berichtet: „Und wie der Henker zeichnet seine Kinder mit lästerlichen Zeichen, desgleichen die bösen Ascendenten ihre Kinder mit unnatürlichen lästerlichen Zeichen, auf daß man sich vor ihnen zu hüten wisse wie vor den hentesmäßigen Leuten". Obwohl in Eidespflicht angestellt, war dieser Mann zur Erwerbung des Bürgerrechtes nicht zugelassen. Vom gesellschaftlichen Verkehr war der Henker so gut wie ausgeschlossen; er durfte weder eine Schenke noch eine Herberge führen, es sei denn, daß er nur un-

ehrliche Genossen seines Standes bei sich aufnahm. Betrat er selbst eine Herberge, so wurde ihm die Abzug abseits von den andern Gästen am gesonderten sogenannten „Hentertischen" gereicht. Wo der Eintritt in die Schenkstube dem Henker auch nicht gerade verweigert wurde, waren doch Empfang und Behandlung so geartet, daß die Neigung zum fleißigen Wirtshausbesuch im Scharfrichter nicht wohl aufkommen mochte. Zum Unterschiede von den „ehrlichen" Gästen wurde ihm ein dreibeiniger Sitz gereicht und auch der Trunk ihm in besonderem henteslosen Krüge vorgelegt. Auf dieses sonderbare Trinkeremoniell spielt noch heute der Volksmund an, wenn er sagt: „Du schenkst mir ein wie einem Henker", wenn nämlich jeweiligen der Trunk einem rücklings über die Hand zugegossen wird. Selbst den Mammon, die blanke Münze, wollte man nicht direkt aus der Hand des Henters annehmen. Er mußte beim Bezahlen der Zeche oder seiner Einkäufe das Geld ablegen, worauf der Empfänger darüber wegstrich oder darüber hinblies, bevor er es einsteckte — ein Stück Exorzismus, wie noch heute das Anhauchen und Anblasen des Neugeborenen im Taufzeremoniell.

Auch in der Kirche war er von den ehrlichen Gläubigen streng geschieden. Noch bis zu diesem Jahre ihres Abbruchs war beispielsweise in der Sanct Oswaldskirche in Zug das alte Hentersbänkchen zu hinterst in der Kirche unter der Orgelstiege zu sehen. — Jede Verährung, selbst jede mittelbare, teilte nach der öffentlichen Meinung die Unehre mit. So wurde im Jahre 1590 zu Frankfurt ein Zimmermeister von seinen Zunftgenossen der Unehre bezichtigt, weil derselbe ein dem Scharfrichter entfallenes Richtschwert aufgehoben und berührt hatte. Der Rat wurde dann bei der Zunft in beschwichtigendem Sinne vorstellig. Selbst Werke der christlichen Nächstenliebe brachten Unehre, wenn sie im Verein mit dem Henker ausgeübt wurden. Noch im Jahre 1757 drohte diese Gefahr dem Wintertthurer Rittmeister Hegner zur „Sonne". Wie Troll darüber berichtet, waren vier Pferde in der Eulach ertrunken. „In raschem Eifer hatte er [Hegner] an einem Seil gezogen, ohne zu fragen, wer es befestigt, und ohne sich umzusehen, wer neben ihm zöge. Bald war er

nach Zürich citiert, um sich zu legitimieren, daß er nie an einem Seil gezogen oder eins angetührt, das der Henker angemacht. Auf seine ehrliche Verantwortung ward ihm auferlegt, ein Attest vorzulegen, daß dies nicht geschehen. Man ging nämlich damit um, den Rittmeister Hegner für einen anrüchigen Mann und somit des ehrenvollsten Dienstes, des Kommandos einer Dragonerschwadron, für unwürdig zu erklären. In dieser ehrenhaften Not trat er vor Schultheiß und Rat mit der Bitte, daß Rundschaft abgehört und ihm ein Attest gegeben werde. Allein „die Bedenklichkeit und anscheinende Weitläufigkeit dieses Handels“ setzte den Rat in Furcht. Er willfahrte dem Begehren des Bürgers nicht und ließ um des Scharfrichters willen den Rittmeister im Stich.“ — Andere verwandte Beispiele haben bei den Ausführungen über den Galgen ihren Platz zugewiesen erhalten.

Der seelische Druck, der mit dieser Verachtung auf dem Henkerstande lastete, führte ab und zu

einen gellenden Aufschrei des Protestes herbei. Dieser hätte, wo nicht ein christliches Gemüt, so doch Steine erweichen können. „Der Wehe schreiende Stein über die Greuel, daß man die Diener der Justiz nicht zu Grabe tragen, auch ihren Frauen in Kindsnöten niemand helfen wollen, aufgerichtet zu Husum 1685 von einem Hauptparticipanten der Leiden, so der Magistrat darüber eine gute Zeitlang aufgestanden“, so lautet der Titel eines Schwarzbuches, das im Jahre 1687 zu Hamburg erschien. Darin redet Giese, der edle Vorkämpfer für die Menschenrechte, auch den Frauen von Husum scharf ins Gewissen, die weil sie der für den Armeendienst vom Räte besoldeten Wehe- und Bademutter verboten, dem Eheweib des Henkers oder Schinderknechtes in Kindsnöten beizustehen. Es blieb der Behörde nichts übrig, als der Frauenwelt zu erklären: „wofern sich nicht binnen 24 Stunden eine Frau fände, die der Bewußten beispränge, so werde E. E. Rat überall keine Badmütter weiter dulden, son-

*Dies ist das Ebenbild des jungen Krüfowicht
Der Schmah- und schwarzlich starb durchs Fein u. Halsgericht
Es seh' es wer es sieht mit den Gedanken an
Es bleibt nicht ungestraft das was man bö's gethan.*

Abb. 133. Der Kopf eines mit dem Rad Hingerichteten. 1788.
Kpfr. von Kellner. Nürnberg, Germanisches Museum.

dern dafür sorgen, daß künftighin Mannspersonen des Barbieramtes den Frauen die benötigte Hilfe leisten sollten". Man möchte glauben, eine derartige Drohung hätte sofort bewirken sollen, was hundert Aufrufe an die christliche Nächstenliebe umsonst anstrebten. Aber auch so ließ sich nur jaudernd eine arme Bettel zu diesem Samariterdienst herbei, und auch so mußte sie dieses Liebeswerk noch im eigenen Lode häßen, indem die rachsüchtigen Frauen ihr jede Pflege und Gutthat entzogen und selbst ihre Leiche tagelang unbeforgt ließen, bis der Rat endlich den Nachtwächter zur Verstärkung dieser Armen bewegen konnte.

Daß unter solchen Umständen der Henker seinen Kindern eigener Lehrmeister sein mußte, daß er seine Söhne und Töchter nur an unehrliche Familien verheiratet durfte und auf das Bürgerrecht zum Voraus zu verzichten hatte, ist klar. Etz welchen Trost und Ersatz für diese Schmälerung seiner gesellschaftlichen Rechte mochte diesem verachteten Stande das Bewußtsein bringen, in der Skala der Stadtbeamten mit dem festbesoldeten Stadtprediger, mit dem Stadtphysikus und andern ersten Beamten in der Besoldung sich messen zu

dürfen und auf der Warte seiner Besoldung und Nebeneinkünfte stolz auf den viel tiefer stehenden gelehrten Magister der staatlichen Lateinschule zu sehen, vom Volksschullehrer des ausgehenden Mittelalters gar nicht zu reden. Mit keinem ihrer Beamten ist eben die alte Zeit so wunderbar umgesprungen, wie mit dem Henker, dem sie hier das Gold mit vollen Händen zuwarf, dort zugleich die einfachsten Vorteile des gesellschaftlichen Lebens versagte. Wie erwähnt, waren die Gehälter in den ersten Zeiten des sich bildenden Blutamtes noch bescheidener. So wissen wir zum Beispiel aus Westensrieders historischen Beiträgen, daß der Henker von Mönchen vom öffentlichen Spiel und einige Zeit vom Halten eines Bordells lebte, bis er 1435 eine ordentliche Besoldung erhielt. Ähnlich auch an anderen Orten. Fast die Regel ist es, daß

dem Henker auch das Frauenhaus und die „offenen“ Frauen unterstellt sind; die Unehre, die ihm schon anhaftete, befähigte ihn hiezu in eben der Weise, als die abgekehrte Lage der Scharfrichterwohnung und seine einflußreiche Stellung gegenüber den Dirnen ihm diesen Nebenberuf als Bordellhalter nahelegen mußten. Nicht zu vergessen die Goldquelle, die schon früh für den Henker aus seiner Ausübung der Medizin und Wundheilkunst zu fließen begann, wodurch für die künftigen Wader, Chirurgen und Physici bald eine schmerzlich empfundene Konkurrenz entstand. Diese Arznei- und Pfuscherkunst vererbte sich durch die Henkersippen und Scharfrichtergenerationen; dabei kam der Aberglaube des Volkes sehr zu statten, daß die Erfolge der sympathetischen Heilweise als Wirkung übernatürlichen Könnens sich deutete, und es ist einleuchtend, daß der Henker sein Bestes that, diesen Nimbus sich zu wahren und ihn recht fruchtbringend zu machen. Die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereits hochgradige Unehre, daß damit in Zusammenhang stehende schwache Angebot von Scharfrichtern, die gleichzeitig durch das Anwachsen von Vergehen und Aburteilungen gesteigerte Nachfrage bewirkten rasche Aufbesser-

rungen der Befoldung. Es halfen sich zudem die Städte bei herrschendem Scharfrichtermangel gegenseitig aus. Bei größerer Verlegenheit wurde von der Ratsbehörde ein dem Tode geweihter Verurteilter unter dem Vorbehalte, daß er der andern Henker werden wolle, begnadigt, und es wurden dann durch einen aus einer anderen Stadt erbeten Scharfrichter in offener Ceremonie dem „Gewählten“ zum Zeichen dieses Standeswechsels beide Ohren abgeschnitten. In der Regel aber erfolgte die Anstellung auf Grund eines ordentlichen Befallungsbriefes, wie auch für die Magister, Stadtdärzte u. a., womit die Beeidigung an Hand einer immer wiederkehrenden Eidformel verbunden war.

Es war als hätte der „weheschreiende Stein“ des August Giese von Husum durch seinen Protest zu Gunsten des Scharfrichters und seines Standes einer besseren Zukunft gerufen. Auch blies seit langem schon ein alter Volkspruch in alle Winde: „Hilf lieber zehn ehrlich machen als einen unehrlich.“ Deutete dieser Spruch auch gleichzeitig den Schrecken der Unehre an, so mahnte er doch zur Vorsicht bei Verhängung des Insamieverdiktes.

Wie das Ahnen einer bessern Zeit ließt sich, was der Dichter Heine in den „Memoiren“ von seiner feurigen Jugendliebe zu Gesehen, dem Scharfrichterstöchterlein, erzählt. Die Leidenschaft zu diesem seltsamen Kinde und das Interesse für das Nichtschwert trieben ihn ins einsame Stöckerhäuschen:

„Als sie (die Meisterrin) einst nicht zu Hause war, bat ich Gesehen, mir jene Kuriosität zu zeigen. Sie ließ sich nicht lange bitten, ging in die besagte Kammer und trat gleich darauf her-

vor mit einem ungeheuren Schwerte, das sie trotz ihrer schwächtigen Arme sehr kräftig schwang, während sie schallhaft drohend die Worte sang:

„Willst du küssen das blanke Schwert,
Das der liebe Gott bescheert?“

Ich antwortete darauf in derselben Tonart: „Ich will nicht küssen das blanke Schwert, — ich will das rothe Gesehen küssen!“ und da sie sich aus Furcht, mich mit dem fatalen Stahl zu verletzen, nicht zur Segenwehr setzen konnte, mußte sie es geschehen lassen, daß ich mit großer Herzhaftigkeit die feinen Hüften umschlang und die trugigen Lippen küßte. Ja trotz dem Nichtschwert, womit schon hundert arme Schelme geköpft worden, und trotz der Infamia, womit jede Verührung des unehrlichen Geschlechtes Jeden behaftet, küßte ich die schöne Scharfrichterstochter. Ich küßte sie nicht bloß aus zärtlicher Neigung, sondern auch aus Hohn gegen die alte Gesellschaft und alle ihre dunklen Vorurteile, und in diesem Augenblicke loderten in mir auf die ersten Flammen jener zwei Passionen, welchen mein späteres Leben gewidmet blieb: die Liebe für schöne Frauen und die Liebe für die französische Revolution

CAMERALES SUPPLICATIONES,

Buch

Das Zeitalter der Aufklärung war angebrochen und damit für die Rechtspflege überhaupt eine bessere Zeit. Das Licht der Philosophie leuchtete mit dem Naturalismus eines Hobbes und Hugo Grotius hinein in die Rechtswissenschaft, in die Frage vom Ursprunge des Rechtes und stellte hiebei die Vernunft und ihre berechtigten Ansprüche in den Vordergrund. Der Romanismus und das fremde Recht — auf ihrem Zenithe angelangt — begannen der philosophischen und nationalen Bewegung zu weichen. Aus dem Knäuel der gleichzeitigen überreichen Produktion von Rechtslehren und Rechtsgelehrten wollen wir die charakteristische und zugleich wohlthuende Erscheinung des echten deutschen Juristen und „advocatus patriae“ Justus Moeser herausheben, in dem sich die erwachte reaktionäre Bewegung zum Mittelalter und zugleich die Anzeichen der aufgehenden Reform- und Freiheitsära treffen. Da im Osna-

Abb. 135. Titelblatt eines juristischen Formularbuches 1716.

wobon auch ich ergriffen war im Kampf mit den Landsknechten des Mittelalters.“ — — —

Langsam nur wurde der Henker ein ehrlicher Mann. Vorerst nahmen die Reichsgesetze der Jahre 1731 und 1772 von der Henkerfamilie einen Teil des Fluches weg, indem sie jene Kinder und Enkel für ehrlich erklärten, die das väterliche Gewerbe verließen. Dann wurden auch die kaiserlichen Freibriefe häufiger, die einem greisen Scharfrichter auf dem Gnadenwege bei Niederlegung des Amtes für sich wie für Weib und Kind die bürgerliche Ehre eintrugen. Auch als Ärzte kamen Henkersöhne zur Bürgerlehre, ebenso als tapfere Soldaten, bis dann der Tag der französischen Revolution die Henkerfamilie von der jahrhundertelangen Unehre überhaupt erlöste.

Ringen und Lasten jener Epoche sich verkörpert, darf er für die Zeit des Überganges zu Rousseau's Naturevangelium als Spiegelbild dieses rechtsbewegten 18. Jahrhunderts gelten. Möser ist als echter Patriot den „Romanisten“ gram, weil durch sie das Rechtsbewußtsein im deutschen Volke geschwächt, ja fast vernichtet worden sei. Für die Hauptstadt der Welt, meint er, sei das römische Recht am Plage; auf deutschem Boden aber, dessen Jahrhunderte alte Volks- und Gemeinderichte es verdränge, ist es ihm ein Greuel. Nur in der Rückkehr zur alten, deutschen, eigenen Rechtsprechung der grundbesitzenden Bürger sieht er das Heil, in der Umkehr in den Geist der mittelalterlichen Zeit, „als noch nicht die römischen gelehrten Richter den Geist der Verfassung ver-

Abb. 136. Verbrechen und Hinrichtung einer Kindesmörderin. Kupf. 18. Jahrhundert. Nürnberg, Germanisches Museum.

loren hatten." Denn „die Weisheit der Raze könne niemals einen gütigen Spruch wider die Mäuse hervorbringen; die Mäuse müßten von Mäusen, die Razen von Razen beurteilt werden." Möser findet, der Jurist verliere durch sein (römisches) Studium und durch „dessen darrten Buchstaben der Gesetze" die Fühlung mit dem eigenen Volke, mit dessen Rechtsbedürfnis. Die mittelalterlichen Schöffen- und Schwurgerichte dagegen sind Möser's Ideal. „Nur durch Rückkehr zum altsächsischen Geschworenenprozeß" und damit auch zum altdeutschen Akkusationsverfahren hofft er vom römischen Prinzip der Inquisition befreit und damit auch die Tortur, „jenes unmenschliche Zwangsmittel, los zu werden", die nur dadurch auf deutschen Boden habe übergepflanzt werden

können, daß vorher der altdeutsche Rechtsgrundsatz: „Wo kein Kläger, da auch kein Richter", erstickt worden sei. In der That ist es Möser's schätzenswertes Verdienst, daß im Jahre 1798 im Osnabrück'schen die Folter abgeschafft wurde; ja er wollte so weit gehen und die Staatsbürger sogar gegen willkürliche oder leibesschädliche Gefangenschaft geschützt wissen. Aber trotz all dieser modernen und humanen Anklänge hing ihm ein mittelalterliches Bleigewicht an seinen Füßen, das ihn hinderte, den weiteren Schritt zu thun oder gar dem Freiheitsfluge der französischen Philosophen zu folgen. Derart nahm die Vorliebe für das Mittelalter Möser, den gleichzeitigen Verfechter der Menschenrechte, gefangen, daß er gegen die zeitgenössische Tendenz des „Ehrlich- und Zünftigmachens" „unehrlicher" Leute eifert, daß er im Blenden, Radflechten und Brandmarken der Vergangenheit „eine herrliche Praxis der Vorfahren" erblickt, daß er das neuzeitliche Institut der Zuchthäuser dagegen als einen Auswuchs eingeschlichener Empfindsamkeit verurteilt und mit Spott und Ironie die von Rousseau geforderten Rechte der menschlichen Natur als „Menschenliebe, welche sich auf Kosten der Bürgerliebe erhebt," abthun möchte. Aber trotz all dieses Widerstrebens gegen die „nivellierenden"

Grundsätze der französischen Freiheitsapostel und bei all seiner Verurteilung der Durchbrechung historischer Rechte durch die französische Revolution steigt selbst in Möser's Staatsrechtslehre der Einfluß Rousseaus auf, dem er sich so wenig wie seine Zeit zu entziehen vermag; ja Möser kann sogar dieser Revolutionsbewegung das Zeugnis nicht versagen, daß deren gewaltiges Gähren ein so probates Mittel sei zur Sichtung der sittlichen Übel und zur Abklärung sozialer Mißstände, daß man sich fragen müsse, „ob nicht alle hundert Jahre eine Generalrevolution in den Köpfen der Menschen zu befördern wäre."

Das Naturevangelium, das Rousseau in seinem „Contrat social" einer Zeit verkündete, die nach Erlösung aus Unnatur und Knechtung schmachtete,

hatte in den Herzen der gedrückten Menschheit be- hundertlang sich zertreten fühlenden Menschen-
geisterten Wiederhall gefunden. Diese zündende würde aus. Wieder sah das Volk in Selbstver-
lehre des neuen Heilandes und die darin pul- ehrung in sich selbst vertrauensvoll den höchsten
sierende Erhebung des Volkswillens zum Sou- Gebieter, der Gebote ändern oder aufheben, den
verän und Richter oberster Instanz klang in einem von ihm belehnten Inhaber der gesetzgebenden
mächtig anschwellenden Aufschrei der Jahr- oder ausführenden Gewalt stürzen, Vorrechte und

HERKOMMANNUS.

Im Cabinet der Königl.
Prejudicium.
Im Cabinet der Königl.

Vor-Urtheil.
Ein Schul der Schul er/ Auf dem Conclav! Es ist!

ß.

* Retogradem est, argue inde & (refusum) Jovula arguetur.

Abb. 139. Das Herkommen. Titelblatt einer Spott-
schrift 1720.

Standesprivilegien nach eigenem Gutdünken be-
lassen oder absprechen könne.

Mit diesen inhaltschweren Lehren der Aufklärer
war die Atmosphäre um die Mitte des 18. Jahr-
hunderts geschwängert. Wie vor dem Einfall
eines Gewitters ging ein Zittern und Beben durch
die aufgeweckte Welt; Oben und Unten fühlte
man instinktiv, daß diese Spannung mit einem
Donnerschlage sich entladen und ausgleichen werde.
Auch die Rechtspflege ward von dieser Bewegung
ergriffen. Die Aufklärung leuchtete auch schon
in die mittelalterlichen Folterkammern hinein,
und wie im Schreck vor geahnter naher Völker-
rache entfielen dem Henker die Marterwerkzeuge,

eines nach dem andern. Friedrich dem Großen,
dem Beherrscher der Preußen, gebührt der Ruhm,
in der freiwilligen Abrüstung der „peinlichen
Frage“ vorangegangen zu sein. 1754 schaffte er
in seinem Reiche die Folter ab; zugleich hob er
den altherkömmlichen Brauch auf, Rindsmörde-
rinnen in einem Sacke oder Fasse zu ertränken.
Die anderen Staaten und Teile Alld Deutschlands
folgten bald dem edlen Beispiele: Baden 1767,
Mecklenburg 1769, Kursachsen 1771, Oesterreich
1776. Auch die schweizerische Kriminaljustiz sollte
nun dem humanen Zuge der künftigen Rechts-
pflege ihren ersten Tribut: schon im Jahre 1779
schwingt sich die Ratsbehörde von Winterthur
zum Spruche auf, die Folter sei „eine barbarische
Tortur“, und beschließt, diese umzutauschen gegen
die mildere Straffart des Stäupens „mit einem
Farrenschwanz auf den bloßen H.....“ Ähnlich
auch an den andern Orten. Aber es waren dies
im Grunde genommen nur sehr bescheidene An-
läufe zu einer neuen und humanen Pflege des
Rechtes. Die gleichzeitigen Reformen, Versuche
und Codifikationstrieb im Rechte holen ihre
Weisheit und Sagung noch immer aus der Käm-
mer des längst überlebten sechzehnten Jahr-
hunderts, und dessen Richtbeile und Marterwerk-
zeugen müssen ganz so, wie vor alters, dem Gesetzbuch
als belebende achtungsgebietende Folie dienen.
Die Soldatenrichter sind noch immer dafür be-
sorgt, daß im Urteilsprechen und im Strafen die
Militärgerichte nichts von ihrer ängstlich be-
wahrten Landsknechtrohhheit einbüßen: die
Spießruten sprießen noch allerorten üppig auf,
und der Prosos hat sein blutiges Tagewerk noch
nicht vollendet. Aber auch der Scharfrichter der
bürgerlichen Rechtspflege harret noch umsonst, daß
einer komme und ihm sage: „Geh' leg dich schlafen,
Mann, Deine Zeit ist um!“ Und erst die Richter
selbst! Ihre gelehrten Deduktionen und Konflus-
sionen verlieren sich gleich den gelockten Haaren
ihrer Puderperücken ins Krause. In die Zwangs-
jacke des ausgehenden Mittelalters gezwängt,
wählen sie mit sichtlichem Unbehagen in altem
Inquisitionskram herum, von dem sie sich nicht
trennen können, mit dem sie aber doch nicht mehr
ganz im modernen Leben zurecht kommen können.
Mit dieser alt-doktrindren Steifheit, zu der sich

der Popf gut schickt, sind sie — ein Stück Altertum — in eine ihnen noch unverständliche neue Zeit hineingewachsen. Auch hier ist dem „alten Frig“ die Augen- und Verstandesschärfe nachzurühmen, mit der er den antiquierten Wert und die Mängel der Richterkollegien jener Zeit durchschaut und die Notwendigkeit einer Umgestaltung der Rechtsprechung erkannt hat. Es ist darum auch eine ächte Freude, bei dieser majestätischen Erscheinung, bei diesem fürstlichen Förderer einer bessern Rechtspflege etwas zu verweilen.

Obwohl mit jeder Faser Soldat und Feldherr, fand Friedrich der Große dennoch Zeit und Neigung, für Verbesserung der Rechtspflege besorgt zu sein und zur Wohlfahrt des Landes eine gute Gesetzgebung anzustreben. Ja, es ist gerade diese

er selbst sich zwar nicht zur Erwerbung eines höheren Maßes von positiven Rechtskenntnissen auf; dafür aber war sein natürliches, angeborenes Rechtsgefühl um so lebhafter und — daß wir es gleich sagen — um so origineller in Thätigkeit. Der alte Frig war zwar so einsichtsvoll, daß er in der Regel einer persönlichen Einmischung in die Rechtsprechung möglichst aus dem Wege ging und sich nicht selbst auf den Richterstuhl setzte, sondern das bestellte Richteramt und die bestehenden Gesetze gewähren ließ. Dies hinderte ihn gleichwohl nicht, die Mängel und Unebenheiten des damaligen Rechtsganges persönlich mit edlem Schmerze zu empfinden; ja im Laufe der Zeit wurde für ihn diese Wahrnehmung zur immer beklemmenderen Überzeugung. Richter

Abb. 141. Die Gerechtigkeit gegen Reich und Arm. Kpfr. aus dem Ende des 18. Jahrh. Hamburg, Stadtbibliothek.

hafte Gesetz als ganz besonders gegen die Kasse der Fürsprecher und Rechtsanwälte, in deren Begehrlichkeit Friedrich die Quelle des Unheils entdeckt zu haben glaubte. Bei den höheren Organen der Rechtspflege fanden seine Reformideen wenig guten Willen, und die Vorstellungen bei den Gerichtshöfen stießen immer wieder auf Entschuldigung mit der zu Recht bestehenden Gesetzgebung; die vom König einverlangten Rapporte und Gutachten über fehlerhafte Entscheidungen wurden jeweilen von den Rechtsgelehrten mit einer so üppigen juristischen Terminologie gespickt, daß Friedrich sich darin nicht zurecht finden konnte und die Untersuchung im Sande verlief. Auf diese Weise war des Königs Gerechtigkeitsforn gereizt und der Zündstoff seines leidenschaftlichen Zornes gegen die Justizverwaltung hoch angehäuft, als ein an sich unbedeutendes, in seinen Folgen aber tief einschneidendes Vorkommnis die Bombe zum Plagen brachte. In den

Neumark gewandt, den Friedrich kannte, da jener dem König im siebenjährigen Kriege einmal als Wegweiser gedient. Der Müller klagte, sein Gutsheer, von Versdorff, habe, um einen Fischteich zu speisen, durch das Anlegen eines Grabens das Wasser von der Pachtmühle abgeleitet, so daß sie nun stille stände. Obwohl der Pächter nicht mehr habe mahlen können, sei gleichwohl der Mühlenzins abverlangt und gewaltthätig durch Pfändung und Verkauf der Mühle eingezogen worden. Der Müller schilderte, wie er, rechtslos um Brot und Gut gebracht, an das königliche Kammergericht in Berlin sich gewendet habe und dort mit seinen Ansprüchen abgewiesen sei. Ein heiliger Zorn flammte nun im Könige auf, genährt durch die Vermutung, sein Kammergericht habe dem Edelmann zu Liebe den Bauer verkürzt. In dieser Entrüstung ließ sich Friedrich so weit hinreißen, daß er unter heftigen Ausfällen auf die Justizkammer seinen Großkanzler von Fürst des Amtes entfegte, und ihn, die

Kammergerichtsräte, wie auch die Richter von Küßtrin durch königliches Dekret vom 1. Januar 1780 mit Festungshaft bestraft. Der Müller aber sollte nach dem Willen des obersten Landesherren teils durch den Gutsbesitzer, teils durch die Justizräte entschädigt werden. Die öffentliche Meinung stellte sich bei aller Anerkennung des aufrichtigen und guten königlichen Willens auf die Seite der gemäßregelten Justiz, zumal ruckbar wurde, der König sei durch den Klagesteller in der Angabe einzelner Punkte mystifiziert worden, indem thatsächlich das Wasser schon vor vier Jahren zum Teil abgegraben worden, doch so, daß der Mühle zu ihrem Gange der Triebkraft noch genug verblieben u. s. f. Eine amtliche Untersuchung stellte denn nachträglich auch die Richtigkeit dieser mildern Lesart fest; die Richter erhielten bald Freiheit und Amtswürde wieder; auf die

Entschädigung wurde nicht mehr gedrungen, wohl aber ließ der gutmeinende Fürst dem mühlenlosen Müller aus seiner Privatschatulle ein Schmerzensgeld reichen und wird sich insgeheim über diesen mit einem Rückzuge endenden Sturm „gegen die Windmühlen“ damit weggetröstet haben, daß sein Veto gegen das Treiben seiner Richter — wenn auch nicht in diesem Einzelfalle — so doch im allgemeinen am Platze gewesen war.

Dieser an sich kleinliche Handel wegen einer Wassermühle hat zu Gunsten des Volkswohles eine Bewegung im Gefolge gehabt, die für die Rechtsprechung im preussischen Lande einen Wendepunkt bedeutete. Kaum hatte der eifrige königliche Volksfreund seinen Großkanzler in Ungnaden entlassen, berief er an dessen Stelle den schlesischen Justizminister von Cramer, der schon seit langem des Königs Vertrauen für

Abb. 143. Das Spießrutenlaufen der Justitia. Kupf. von J. G. Merz nach G. B. Götz. 18. Jahrhundert. Hamburg, Stadtbibliothek.

dessen Lieblingsplan, die Rechtsreform, genoß. Diesem übertrug Friedrich die Ausarbeitung des großen bürgerlichen Gesetzbuches, welches nach dem Rechtsideale des Königs deutsch, deutlich und bestimmt, gemeinverständlich und frei von allem prozeßverschleppenden Formelkram sein sollte. In Eramer war der richtige, des königlichen Vertrauens würdige Mann gefunden. An Gerechtigkeitsliebe seinem fürstlichen Herrn nicht nachstehend und mit reichen Schätzen der Erfahrung ausgerüstet, schritt von Eramer zur Kodifikation, bei der er durch einen Kreis ausgezeichneter Rechtsgelehrter unterstützt wurde. Ein edler Wettlauf hatte begonnen, Prämien lohnten die zutreffendste Kritik der Rechtsentwürfe. Friedrich der Große sollte leider die reiche Frucht seiner idealen Saat nicht selbst sehen. Sein vorzeitiges Hinscheiden schmälert aber keinesfalls das ruhmvolle Verdienst, das der Herrscher durch seine Anbahnung einer auf philosophisch-humaner Grundlage ruhenden Rechtsreform um das deutsche Volk sich erworben hat.

Was Friedrich der Große für Preußen, das

war die edle Kaiserin Maria Theresia für Österreich: auch sie sah die schwarzen Gewitterwolken voraus und suchte durch Rechtsreformen in die neuere Ära einzulenken. Sie beseitigte die Tortur und die grausameren Todesarten in einer Neuordnung der Strafgesetzgebung. Nur das Widerstreben des Grundadels vereitelte ihren Herzenswunsch, nun auch die Leibeigenschaft vollends aufzuheben, zu deren Linderung sie schon so viel gethan. So hob sich von verschiedenen Seiten zugleich das Dunkel der Nacht zu lichterem Morgendämmern. Nur dort, wo diese freiheitlichen, bewegenden Ideen den Köpfen aufgeklärter Philosophen entsprungen waren, in Frankreich selbst, sündigten die leitenden Kreise am Menschenrechte weiter, mit leichtsinnigem Lächeln auf die Sintflut deutend, die nach ihnen kommen werde. Aber es kam die Blutflut. Früher als erwartet, brach der Tag der Freiheit an, der mit blutrünstigem Morgenrote aufging. Wohl hat bei diesem Erwachen des Genius der Freiheit mordend die altererbte oder nach alten Mustern angelebte Grausamkeit nochmals ausgetobt, als wollte

Abb. 144. Das letzte Beispiel einer Menschenverbrennung vor dem 1786. Wiedergabe aus: ~~~~~



Abb. 145. Der letzte Scheiterhaufen in Deutschland 1786. Gleich. Kpfr. Berlin, Kgl. Bibliothek.

sie Rache nehmen für ihr Ende mit Schrecken, bis sie mit ihrem eigenen Blute gesättigt und erstickt war. Aber aus dem blutgetränkten Boden erwuchsen grüne Freieitsbäume, da dorrtten die Galgen ab, dort verbbeten und zerfielen die Hochgerichte. Zur Geburtstagsfeier Napoleons I. im Jahre 1806 mußte die Stadt Frankfurt a. M. ihr Hochgericht abbrehen, da zu Ehren des Corsen sein Marschall Augereau am 15. August auf dem Galgenfelde, dieser Jahrhunderte alten Richtstätte, ein glänzendes Feuerwerk abbrennen ließ. Vor dieser freudig lobenden Freieitsfackel mußte das mittelalterliche Gespenst des Blutgerüstes weichen. Dieses Beispiel ist vorbildlich für den Siegeslauf, den die neuen Ideen über Aldeutschland nahmen. Jetzt, wo das Gleichheits- und Einheitsfieber alle ergriffen, wo auf Jakobinerbäumen die Bänder der Tricolore im Winde flatterten, ertrug man nicht mehr, daß beim Aufzug der Gemeinde das Schwert als Rechtssymbol vorangetragen wurde. Die Stadtgerichte wurden aufgelöst. Die helvetischen Direktorien der Freieits-

bewegung ließen durch die Regierungsstatthalter aller Orten verkünden: die Galgen seien abzubrehen, die Standesvorrechte und Unterschiede seien aufgehoben. Hatte erst kurz vorher noch der schreckliche Feuerschein der letzten Hexenverbrennung in die Nacht hinaufgezüngelt, so loderten jetzt allüberall die Freudenfeuer, zu denen die Folterbänke und Galgen das Brennholz hergeben mußten.

Wohl ging der kühne Flug dieser umgestaltenden Ideen mit der plötzlichen Abschaffung der Todesstrafe zu hoch und übersah im Eifer, daß die Weltordnung auch den kühnsten Plänen Grenzen vorgezeichnet, vor denen selbst ein Sieges- und Freieitsstaumel, der alle Ketten gebrochen und alle Feinde niedergeschlagen, stehen bleiben muß. So haben sich auch hier die Träume einer idealsten Rechtsordnung nicht vollends erfüllt, und die Menschen sind — Menschen geblieben. Wohl aber hat sich die Menschheit an der Schwelle des 19. Jahrhunderts auf eine ihrer würdigen Ausübung der Rechtspflege besonnen. Die

rechtsphilosophischen Lehren und Ideen der Encyklopädisten und ihrer Nachtreter schossen dauernde Breschen in den Wall jener überfinnlichen Weltbetrachtung im Rechte, die Jahrhunderte lang im Menschen, in seinen Werken und Verirrungen eine teuflische Masche böser Geister und in jeder Regung des eigenen und freien Jchs das Ringen Lucifers mit der ewigen göttlichen Weltordnung witterte.

Ein Bahnbrecher weltpolitischer Ideen an der Schwelle des 19. Jahrhunderts, hat Napoleon auch im Rechtswesen das neue Fühlen seiner Zeit verkörpert. Wie er für das internationale Handelsleben der europäischen Völker einen gleichen Genuß des Meeres und seiner Fahrstraßen, ein gleiches Gewicht geträumt, so wünschte er auch für Alle ein gleiches Recht, ein gleiches Gesetz. Ein europäisches Gesetzbuch, ein internationaler Kassationshof für alle Rechtsirrtümer der Gerichtshöfe waren sein angestrebtes Ideal. Zuerst die Völker zusammenbringen unter einen Herrscher und zu einer Weltherrschaft, dann sie aber auch verschmelzen zu einer Seele und zu einem Leibe und beleben mit der einen gleichen Idee von Gerechtigkeit, von Schuld und Sühne! War dieser Zukunftsraum des kühnen Eroberers auch Utopie, — von dem in die Welt hinausgeschleuderten Gedanken ist doch etwas uns geblieben und zu eigen geworden, wie auch Napoleon im Code Napoléon zum Teil seine Ideale sich noch verwirklichen sah. Nachdem die Revolution mit den Hindernissen einer einheitlichen Kodifikation aufgeräumt, die Leibeigenschaft aufgehoben, dem kanonischen Rechte den alten Nimbus der Unverletzlichkeit zerstört, das Lehnswesen und die Macht des Adels entkräftet hatte, ist gleich schon in der ersten Nationalversammlung der Gedanke eines allgemeinen einheitlichen Gesetzbuches wach geworden. Aus den 180 verschiedenen Gewohnheitsrechten Frankreichs hat dann Napoleon ein einheitliches Gesetz geschaffen, und es haben sein Streben und sein Erfolg in gewissem Sinne der modernen Rechtsentwicklung und dem erwachten nationalen Ringen nach Rechtseinheit in unseren jüngsten Tagen zum Ansporn und als Vorbild gedient.

Nachdem zu Anfang des 19. Jahrhunderts

das philosophische Erwachen der naturrechtlichen Weltanschauung einen Kodifikationsseifer hervorgerufen, hat um die Mitte des Jahrhunderts die Betonung der Geschichte triumphiert, unterstützt von dem Wissen des Philologen und Germanisten, der den reichen Schatz und gesunden Sinn des alten gemeindeutschen Rechtes erschloß. Damit war die nationale Seite und Aufgabe und deren beste Lösung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angebahnt, so daß schon im Jahre 1872 Stölzel schreiben konnte: „Wir befinden uns unleugbar in einer Periode, wenn nicht des Absterbens des römischen Rechtes auf dem Gebiete der Rechtsprechung, doch der völligen Beherrschung desselben durch die Wissenschaft. Nachdem wir des Verhältnisses des fremden Rechtes zu unserm eigenen uns bewußt geworden, können wir nun den richtigen Blick gewinnen für das, was hinter uns liegt.“ —

Als vor einem halben Jahrtausend der Fuß des Römers das heimatliche Recht zu einem guten Teile niedertrat, ließ man dies bei wenig Widerrede geschehen: so sehr hatte das Wiedererwachen der Antike den nationalen Geist gebannt. So lange dann ein fremdes Idiom zu wiederholten Zeiträumen den Wohlklang der deutschen Sprache aus der Stube des Gelehrten und selbst aus dem deutschen Fürstensaale verdrängen durfte, so lange brauchte auch das fremde oder römische Recht auf deutschem Boden nicht um seine Herrschaft zu bangen. Als aber die zu nationaler Wiedergeburt erwachte Kraft an den Ketten der politischen Fremdherrschaft rüttelte und in siegreichem Ringen das Land von ihr säuberte, als vorerst in begeisterten Freiheits- und Schlachtenliedern und bald hernach in den frohen Siegesgesängen das Wohlgefallen an den Reizen der eigenen Sprache sich wieder fand, als das deutsche Bewußtsein aus schwerer Krisis geläutert und geädelt erkand, um dann endlich im geeinten Staatenbund die volle Reife der Manneskraft zu holen, ist das deutsche Volk zuletzt — noch vor Jahrhunderteschluß — an den fremden Usurpator herantreten, der auf dem deutschen Richterstuhle im Geiste und in den Formeln der antiken Zeit Recht sprach. Durch das langersehnte einheitliche bürgerliche Gesetzbuch ist ein mehr denn hundert Jahre altes Ver-

langen und Streben erfüllt. In gemeinverständlichem Deutsch ist das alte germanische Rechtsbewußtsein, allerdings nur soweit es dem modernen Leben sich anpassen ließ, wieder zur Norm, zur Herrschaft, zu segensreichem Walten berufen worden. —

So hat der deutsche Geist eine nationale Ehrengeld eingelöst. Der Kulturhistoriker freut sich schon heute dieses Austausches; der zünftige Jurist wird die Mühen dieses Überganges bald und leicht verwinden, zumal im Hinblick auf die praktischen Vorteile des geeinten Rechtes. Und selbst jene schweizerischen „Laienrichter“, die durch die auch in der Schweiz in Aussicht genommene einheitliche Kodifikation sich in eine ähnliche Lage versetzt fühlen möchten, wie die deutschen „weisen“ Volksschöffen vor 500 Jahren gegenüber dem „Gelehrtenrecht“, werden versöhnt werden durch die Einfachheit der Formen, durch die Einheit des echt heimatlischen, für alle Ecken des schweizerischen Vaterlandes geltenden Rechtes.

Und das römische Recht? Nicht vollends entthront und nicht verjagt, wird das selbe auch nach Schaffung der na-

tionalen und bürgerlichen Rechtseinheit seine Stelle in Ehren ausfüllen und dies mit um so größerem Anrechte, als es ja gerade bei dieser Umgestaltung in weitem Maße mitthätig ist oder gewesen ist: hier den Inhalt, dort die Form zur Vorlage leihend. Es wird die studierende Jugend der Rechtsfakultät nach wie vor in das „Corpus juris“ sich vertiefen, am römischen Rechtsbuche, an dessen reichfließendem Übungsstoff sich für Wissenschaft und Praxis Sinn und Geist schärfen und bilden zur sichern historischen Auffassung und zur gewandten Handhabung des heimatlischen nationalen einheitlichen Gesetzbuches.

Uns aber und dem bald nur mehr der kritischen Geschichtsschreibung angehörenden 19. Jahrhundert wird sicher unsere Nachwelt Dank wissen für die so lange erstrebte Abklärung und Vereinfachung des Rechtslebens, aus der ihr gol-

dene Früchte zu fallen werden vom Baume der Rechtsgleichheit, den die Gegenwart mit Ausdauer und Sorgfalt gepflanzt und zum Blühen gebracht — unserer Zeit zur Ehre, der Nachwelt zum Frommen, dem nationalen Sinn zur Stärkung.

München, Kupferstichkabinett.

